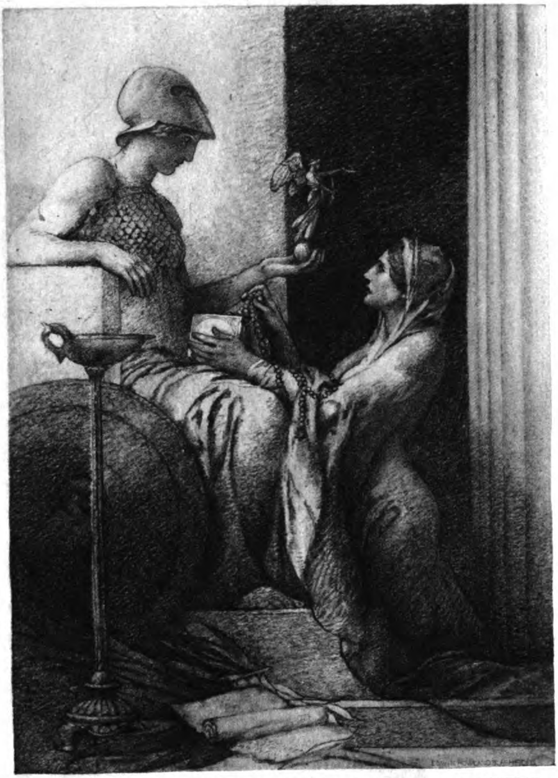


Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1883—84
(November 1883 bis Mai 1884).

Frankfurt am Main.
Freies Deutsches Hochstift.
1884.

Inhalts-Verzeichniß.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.

herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1883/84. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1 und 2.

Hochgeehrte Genossen!

Mit dem vorliegenden Hefte findet die Reihe der bisherigen Berichte ihren Abschluß. Die Form der Doppellieferung ist gewählt worden, weil ein gesonderter Bericht über die drei letzten Monate sich nicht wohl geben ließ. Die Verwaltung hatte während dieser Zeit ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Ueberführung in die neuen Verhältnisse zu richten, wodurch sich naturgemäß eine Beschränkung der in Aussicht genommenen Veranstaltungen ergab. In den neuen Bahnen, in denen sich fortan unsere Genossenschaft zu bewegen hat, wird mit der Ausdehnung der wissenschaftlichen Thätigkeit auch die Berichterstattung über dieselbe eine erweiterte werden. Einstweilen sei an dieser Stelle unseren Genossen der Dank ausgesprochen für die Nachsicht, mit welcher das Gebotene aufgenommen und für die Theilnahme, die demselben allseitig gewidmet worden ist.

Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1883 wurde das fünfundzwanzigste Verwaltungsjahr eröffnet. Während der ersten Hälfte desselben wurden 9 Verwaltungs-Sitzungen abgehalten, am 28. November und 10. December 1883, 7. und 12. Januar, 11. Februar, 17. März, 7. und 21. April sowie am 5. und 19. Mai 1884. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 8. Mai, zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 691 Eingänge zu verzeichnen, denen 712 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 28 neue Mitglieder, ihren Austritt erklärten 24 seitherige Genossen; durch den Tod verloren wir 24 Genossen:

Dr. phil. Joachim Barande, gestorben 15. October 1883, Frohsdorf.

Dr. phil. Anton, gestorben 16. October 1883, Naumburg a. S.

Dr. William Siemens, gestorben 18. October 1883, London.

Fräulein Marie Lenz, gestorben 24. November 1883, Dorpat.

Prof. Dr. Franz X. Schmid-Schwarzenberg, gestorben 28. November 1883, Erlangen.

Ferd. Heiß, Garteninspector, gestorben 28. December 1883, hier.

David Haas, gestorben 10. Januar, hier.

Maximilian Droßbach, gestorben 8. Februar 1884, Donauwörth.

Dr. Friedrich Rother, gestorben 15. Febr. 1884, Stuttgart.

Prof. Dr. Heinrich Berghaus, gestorben 18. Februar 1884, Stettin.

Dr. Hermann Presber, gestorben 3. März 1884, hier.

Ritter Carl von Laroche, k. k. Hofschauspieler, gestorben 11. März 1884, Wien.

Prof. Dr. Reinhard Blum, gestorben 13. März 1884, Heidelberg.

Fräulein Clarissa Stockinger, gestorben 14. März 1884, Wien.

Franz Freih. von Bernus, gestorben 17. März 1884, Stift Neuburg.

Erich Bruno Topf, Rector, gestorben 17. März 1884, Langensalza.

Prof. Dr. August Stöber, gestorben 19. März 1884, Mülhausen i. E.

Dr. Friedrich Wichard Lange, gestorben 23. März 1884, Hamburg.

Prof. Dr. Ludwig Stark, gestorben 24. März 1884, Stuttgart.

Prof. Gustav Richter, gestorben 3. April 1884, Berlin.

Emanuel von Geibel, gestorben 6. April 1884, Lübeck.

J. H. H. Mühlig, gestorben 12. April 1884, hier.

G. Kolb, gestorben 2. Mai 1884, Bayreuth.

Dr. J. W. Sonder, gestorben 5. Mai 1884, Hamburg.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erste derselben fand am 11. November 1883 zur Eröffnung des Verwaltungsjahres in dem festlich geschmückten Goethehause statt. Die Festrede hielt Herr Dr. Ludwig Holthof über „Luther, den Begründer der neuhochdeutschen Sprache". Der Redner entwickelte seine Ausführungen in der folgenden Weise:

Wer gestern an den Ufern des Niederrheins gestanden hätte, da etwa, wo der stolze Strom zwischen Drachenfels und Rolandseck wie durch ein weites Felsenthor in die niederrheinische Ebene tritt, dem würde ein merkwürdiges Schauspiel sich dargeboten haben: er würde mit einbrechendem Abende rings um sich her mächtige Feuer haben emporlodern sehen, von den bergigen Kuppen und langgestreckten Höhenzügen zu Thal grüßend, in den Fluthen des Flußes sich wiederspiegelnd, und in dem weiten Flachlande sich fortsetzend, von Gehöft zu Gehöft, von Ortschaft zu Ortschaft, von Gemarkung zu Gemarkung, soweit das Auge zu reichen vermag — und um die Flammensäulen das Glühen und Sprühen eines schillernden Funkenregens und in dem Feuer und in

den Funken das Schweben und Weben schattenhafter Gestalten — mit einem Worte: das Bild aus jahrtausendaltem Grabe wiedererstandener altgermanischer Feuer- und Reigenlust.

Die Anwohner des Niederrheins begehen an diesem Abend die Feier des Martinsfestes. Der heutige Tag, der 11. November, den die abendländische Kirche dem Andenken des h. Martin gewidmet hat, begann in alter Zeit das Jahr, das kirchliche, wie das bürgerliche und bäuerliche, wie er ja in machen Gegenden sich als Zinstermin für das Landvolk erhalten hat, weshalb Sankt Martin wohl ein „harter Herr" und „schlechter Bezahler" gescholten wird. Der schlichte Bischof von Tours wird als Apostel Galliens verehrt, sein Leben enthüllt uns einen unter Verfolgungen aller Art aufrecht erhaltenen makellosen, streng rechtlichen Wandel, allein dieser würde ihm ebensowenig wie sein Verdienst um die Bekehrung der ungläubigen Keltoromanen zu einer derartigen Stellung unter den Mitgliedern der triumphirenden Kirche verholfen haben, daß mit seinem Gedächtnißtage das große Kirchenfest weltlichen Charakters, das germanische Herbstgelage, hätte verknüpft werden können, wenn nicht andere Einflüsse im Spiele gewesen wären, und zu der Zeit, da das Germanenthum die Welt zu beherrschen und umzugestalten begann, und die römische Kirche sich seine Wirksamkeit dienstbar zu machen wußte, der christliche Heilige hätte an die Stelle einer Gottheit der heidnischen Weltumgestalter vorrücken müssen. Die Bekehrungspolitik der Kirche ist bekannt: sie ist ein getreues Abbild der Unterwerfungspolitik des römischen Staates. Wie dieser eroberten Völkerschaften ihr Recht und ihre Religion beließ — aber nicht etwa aus Toleranz, sondern um diesem Recht und dieser Religion einen absolut geltenden höchsten Willen, den der respublica romana zu geben, welcher sich durch die Auspicien mit dem ihrer Nationalgottheiten identificirte — so leugnete auch die Kirche den zu bekehrenden Völkern gegenüber nicht das Walten eines Einflusses, der bisher als höchster gegolten hatte, sondern sie suchte diesen Einfluß unter ihre Botmäßigkeit zu beugen, sie degradirte die Gottheiten von ehedem zu Dämonen und Unholden und ließ an ihre Stelle christliche Heilige treten, dabei

aufrecht erhaltend, was an äußeren Sitten und Gebräuchen lange Gewöhnung dem Volksgeiste lieb und werth gemacht hatte und als geheiligt erscheinen ließ.

Als der große Völkersturm, dem der römische Weltstaat erliegen sollte, die Volksgemeinschaft der Franken nach den Ufern des Rheines und von dort weiter westwärts geführt hatte, vollzog sich für das fränkische Volk auf gallischem Boden dieser Ausgleich zwischen heidnischen und christlichen Anschauungen. Die Stammesgottheit der Franken war Wotan gewesen, dessen Sieg und Stärke verleihender Mantel an geheiligter Stätte aufbewahrt und den in die Schlacht ziehenden Frankenkönigen vorangetragen wurde. Die Kirche ließ den alten Heidengott zum Dämon herabsinken und setzte an seine Stelle den Nationalheiligen des Landes, die alten Sitten und Gebräuche aber suchte sie sorgsam unter ihrem Schutze zu wahren. Schon die Legende des Heiligen bot willkommene Berührungspunkte mit dem Mythus des Gottes dar. Den christlichen Heiligen pflegte man zu bilden, wie man sich einst die Gottheit vorgestellt, als Reitersmann mit Speer und wallendem Mantel. Selbst der letztere blieb als Nationalheiligthum unangetastet, nur daß er den Segen der Kirche über sich sprechen und sich in die cappa Sancti Martini umwandeln lassen mußte, die statt von heidnischen nunmehr von christlichen Priestern gehütet ward. Am wenigsten rüttelte man an dem herbstlichen Wotansfeste mit der rauschenden Lust seiner Schmausereien, seiner flackernden Feuer und seines wilden Fackeltanzes. Es war nicht nur dem fränkischen Stamme eigen, sondern galt dem ganzen germanischen Alterthume als das vornehmste der drei mit Opfern und den regelmäßigen Volks- und Gerichtsversammlungen — den ungebotenen Dingen — verbundenen Nationalfeste. Wenn es bei dem fränkischem Volke in besonderer Ehre stand, kam das daher, weil die Gottheit, der es heilig war, als Schirm und Hort der Stammesgemeinschaft galt. Daher die Erscheinung, die auf den ersten Blick befremden könnte, daß seine Spuren sich auch außerhalb Deutschlands nachweisen lassen und heute noch die Martinsfeuer, über den Bereich unserer dermaligen Sprachgrenze hinaus, auflohen, soweit

die Hand des Uferfranken das siegreiche Schwert in gallisches Land getragen.

Wir sehen also, der Tag, der für den engeren Kreis unserer Genossenschaft besondere Bedeutung hat, weil er der Gedenktag der Stiftung derselben ist und uns Anlaß zu unserer feierlichen Jahresversammlung bietet, ist ein bedeutsamer auch für unser ganzes Heimathland und hat eine Geschichte, die sich zurück verfolgen läßt bis zu dem ahnungsvollen Dämmer der Vorzeit.

Und durch diese Geschichte zieht sich in der That etwas von dem geheimnißvollen Walten einer Schutzgottheit unseres Volkes. Man könnte versucht sein zu glauben, es verhalte sich wirklich so, wie es seit alter Zeit leise von Geschlecht zu Geschlecht fortgeflüstert worden ist: der alte Herrscher Asenheims, der heilige Mantelträger, sei nicht, wie der Römling es verkündet, in den Schoß der Hölle gefahren — er habe sich mit seinen Getreuen in das Asyl heimischer Berge zurückgezogen und wache dort über das Geschick seines Volkes. Die an sein Andenken geknüpfte merkwürdige, durch die Nacht des Feuerzaubers mit einander verbundene Tagfolge des 10. und 11. November ist eine hehre und heilige für den Deutschen, bis an das Ende aller Zeiten gekennzeichnet durch die Namen Martin Luther und Friedrich Schiller, Namen, in deren Trägern sich das verkörpern sollte, was dem Deutschen stets als höchstes Ziel seines Strebens vorschweben wird, Sammlung und Stärkung zu dem Kampfe um die geistige Befreiung der Menschheit.

Für die Worte der Weihe, die heute an dieser Stelle zu sprechen sind, ist der Gegenstand von selbst gegeben. Wir pflegen bei dem Zusammentreten an unserm Stiftungstage uns den Tag des kommenden Jahres zu vergegenwärtigen, der als Gedenktag an ein geschichtliches Ereigniß zu besonderer Erörterung Anlaß bietet. Durch eine eigenthümliche Fügung fällt diesmal dieser Memorialtag mit dem unserer ersten Versammlung zusammen: in der Stunde, in welcher wir uns anschicken, den fünfundzwanzigsten Jahrgang unseres Genossenschaftslebens zu inauguriren, haben sich Tausende und aber Tausende von Deutschen zusammengefunden, um feierlich das Andenken an die vor vierhundert

Jahren erfolgte Geburt des Bergmannssohnes von Eisleben zu begehen.

Wie der Gegenstand, so die Behandlung desselben uns durch das Lebensgesetz unserer Stiftung vorgeschrieben: wir stehen nicht auf dem Boden der Partei und nehmen an Parteibestrebungen, seien sie politische oder kirchliche, nicht Theil; das öffentliche Leben flößt uns nur Theilnahme ein, soweit es sich von der wirklich höheren Warte überschauen läßt, von welcher der Dichter singt — von der Warte, die unserm Auge nicht einseitig nur ein beschränktes Gesichtsfeld eröffnet, sondern dem Blick gestattet, wie in die Weite zu schweifen, so in die Tiefe hinabzudringen und sich zu erheben zu der lichten Höhe des Aethers.

Wir haben nicht zu befürchten, daß durch eine derartige Behandlungsweise der Gegenstand unserer Betrachtung und Erörterung eine Beeinträchtigung erleiden werde. Luther, der Mann der Kirche, wird einem Theile unseres Volkes stets ferne stehen — der Charakter, die deutsche Kernnatur, der Schöpfer unseres Volksbewußtseins und der Begründer unserer modernen Sprache, ist der Liebe und Theilnahme unserer gesammten Volksgemeinschaft gewiß, so lange der Sinn für deutsche Art nicht erstirbt, so lange die Probleme der Menschheit in unserer Sprache erörtert werden, so lange ein deutsches Lied erklingt.

Man verkennt den kühnen Augustinermönch, der am 31. October 1517 seine 95 Thesen gegen Tetzel's Ablaßkram an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug durchaus, wenn man ihn nur mit dem Auge des Kirchengläubigen ansieht, ebenso wie man ihm nicht gerecht zu werden vermag, wenn man ihn im Lichte der oberflächlichen Aufklärungssucht betrachtet, die in unsern Tagen so oft dem wirklichen und ächten Streben nach Freiheit den Weg verlegt. Man muß sich die Eigenart seines Wesens erschließen und sich die Kämpfe vergegenwärtigen, die er hat durchmachen müssen, wenn man beurtheilen will, was er geleistet hat, was er hat leisten wollen und können. Glücklicherweise sind wir Söhne einer Zeit, die soweit das Vorurtheil vergangener Tage bekämpft hat, daß ein geschicht=

lich gerechtes Urtheil möglich ist. Protestanten und Katholiken, sofern beide nicht von den Banden eines dumpfen Köhlerglaubens gefangen gehalten werden, sind heutzutage einig in der Werthschätzung des großen Mannes. Schöner als der Romantiker Eichendorff und wahrer und richtiger als Döllinger — und zwar nicht der gegen Rom frondierende altkatholische Stiftsprobst, sondern der in dem überkommenen Ideenkreise sich bewegende Lehrer der Kirchengeschichte — hat niemand das Bild Luther's gezeichnet. Wenn jener ihn als heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit darstellt und die ersten protestantischen Kirchenlieder schöne Kriegslieder nennt, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar, so scheut dieser nicht vor dem Satze zurück, daß er der gewaltigste Volksmann und der populärste Charakter gewesen, den Deutschland je besessen. „In dem Geiste dieses Mannes", so sagt er ein andermal, „des größten unter den Deutschen seines Zeitalters, ist die protestantische Doctrin entsprungen. Vor der Ueberlegenheit und schöpferischen Energie dieses Geistes bog damals der aufstrebende, thatkräftige Theil der Nation demuthsvoll und gläubig die Kniee. In ihm, in dieser Verbindung von Kraft und Geist, erkannten sie ihren Meister, von seinem Gedanken lebten sie; er erschien ihnen als der Heros, in welchem die Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten sich verkörpert habe..... So ist Luthers Name für Deutschland nicht mehr blos der eines ausgezeichneten Mannes, er ist der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Centrum eines neuen Ideenkreises, der kürzeste Ausdruck jener religiösen und ethischen Anschauungsweise, in welcher der deutsche Geist sich bewegte, deren mächtigem Einflusse auch die, welche sie bekämpften, sich nicht ganz zu entziehen vermochten."

Luther war eine jener seltenen Naturen, in denen die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten die gleichstarke Anlage verrathen, und in denen Denken und Fühlen, Geist und Gemüth, zu harmonischem Ausgleiche gelangen. In seiner geistigen Kraft-

fülle war er zum Reformator, dem die Massen beherrschenden Vorkämpfer einer neuen Zeit wie geschaffen. Unter andern Einflüssen erzogen, würde er, an die Spitze der in dem Bauernaufstande sich verkörpernden Volksbewegung gestellt, vielleicht das Jahrhundert aus den Angeln gehoben und die ganze seitherige Ordnung der Dinge über den Haufen geworfen haben. Allein das Schicksal hatte es nicht so bestimmt, es führte ihn vor vollendetem Studienlauf in die Zelle des Augustinermönchs, und in dieser vermag niemand ungestraft fünfzehn Jahre zu verweilen. Eine Zeit lang freilich schien es anders. Dem jungen Professor der Theologie, der so herzhaft und doch so bescheiden gegen die Auswüchse der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens auftrat und seinen Weg, unbeirrt um den allerorts hervorbrechenden Zorn seiner Gegner, in derselben festen, muthigen und maßvollen Weise verfolgte, schlugen alle Herzen entgegen, die unter dem schweren Joche eines schwer lastenden Zeitalters sich beengt fühlten. Und in der That, der Freund der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit vermag, wenn er die Blätter der Geschichtsbücher unseres Volkes umwendet, kein schöneres Bild zu finden, als die fortschreitende Entwicklung Luthers von seinem ersten Auftreten bis zu seinem mannhaften Verhalten auf dem Reichstage zu Worms.

Ein Biograph des Reformators, Heinrich Lang, sagt, wenn er auf diesen Augenblick zu sprechen kommt: „Das — der 26. Mai des Jahres 1521 — war der schönste Tag im Leben unseres Helden, ein Tag so groß und rein, wie er vielleicht keinem Zweiten zu Theil geworden ist. Schade, daß zu seinem vollen Glanze Eines fehlte: die Märtyrerkrone. Er hatte sie verdient und mehr als Ein Mal ohne Bangen zu ihr aufgeschaut. Sie hätte sein Bild gleich dem des Achilles in dem bezaubernden Reize unverwelklicher Jugend der Einbildungskraft der Nachwelt eingeprägt. Die Stimmung der deutschen Nation schützte den Angefochtenen, und die Vorsorge seines Fürsten bot ihm gegen die Pfeile der kaiserlichen Reichsacht ein Asyl auf der Wartburg. Jetzt hat die Feder des Biographen in das Buch dieses Lebens noch 25 Jahre einzuzeichnen, an deren Ende das

lebensmüde Wort steht: „es ist ein Wunder und sehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen ist, die Welt immer ärger geworden ist. Jedermann zieht die christliche Freiheit nur auf fleischlichen Muthwillen. Wenn ich es vor meinem Gewissen könnte verantworten, so würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papst mit allen seinen Gräueln wieder über uns kommen möchte, denn so will die Welt regiert sein: mit strengen Gesetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht sehen lasse, der über Deutschland kommen muß." Welch ein Abstand zwischen diesem lebensmüden Wort, dieser Hoffnungslosigkeit auf dem Antlitz des Greisen und jenem festlichen Triumphzug von Wittenberg nach Worms und von Worms nach der Wartburg!"

Niemand hat dem deutschen Volke ein schöneres und liebevolleres Lebens- und Charakterbild des großen Mannes entworfen als Gustav Freitag, und dieser ist auch der Erste gewesen, der auf dem tragischen Zug in diesem Leben hingewiesen hat. Es ist merkwürdig und wie die Fügung eines geheimnißvoll die Menschenloose ordnenden Verhängnisses: derselbe Mann, der zum ersten Male kühn und nachhaltig seine Stimme gegen Glaubenswuth und Priesterübermuth erhoben, vermochte während seines ganzen Lebens den Bannkreis nicht zu verlassen, den diese Wuth und dieser Uebermuth gezogen — er bekämpfte die alte Kirche und wurde doch immer wieder auf den Boden zurückgeführt, auf dem diese errichtet war. Der Reformator ward zum Kirchenstifter, der Rufer im Streit, der Vorkämpfer der Freiheit, der gekommen war, aus Ketten und Banden zu erlösen, lieferte, bevor noch die alten gesprengt waren, Stoff und Werkzeug zum Schmieden neuer Fesseln und führte selbst mit wuchtiger Hand bei dieser traurigen Hantierung den ersten Schlag auf den Amboß. Die herrliche ursprüngliche Kraftnatur verzehrte sich während der besten Mannesjahre in furchtlosem Ringen mit sich selbst, sehnte den Tod herbei, bevor sie noch der Schwelle des Greisenalters genaht und schied kampfesmüde aus der Welt in dem festen Glauben, daß das Ende aller Dinge nicht mehr

fern sei. Ein Verhängniß fürwahr! Nur dürfen wir den Urgrund desselben nicht in der Sphäre einer mystischen Geisterwelt oder überhaupt in etwas suchen, daß außerhalb unserer eigenen Natur, außerhalb des menschlichen Herzens gelegen wäre, dessen Falten allerdings oftmals schwer zu ergründen sind.

Luthers Schicksal erklärt sich, wie das jedes andern Menschen, aus der Eigenart seines Wesens, und in dieser — und nur in ihr — haben wir den Grund zu suchen für die Wirksamkeit, die er als Reformator, als Erwecker des deutschen Nationalgefühls und als Begründer unserer Schrift- und Verkehrssprache entfaltete.

Ehrliche Ueberzeugung und unbeugsame Willensstärke, dieser mit allen Mitteln und unter allen Umständen zur Bethätigung zu verhelfen, das sind die Grundpfeiler, auf denen sein Charakter sich aufbaut. Ueberzeugungstreue führte ihn in das Kloster und hieß ihn wiederum die Thüre der Mönchszelle sprengen, sie geleitete ihn zum Reichstage gen Worms und rief ihn zurück von dem schützenden Asyl der Wartburg durch die Fährlichkeit des öffentlichen Lebens nach Wittenberg, um den Kampf gegen die Bilderstürmer aufzunehmen; sie half ihm Acht und Bann tragen und blieb seine stete Begleiterin durch das Erdenwallen, wie immer auch dieses sich gestalten mochte. Willensstärke spricht aus jeder Handlung Luthers, sie heißt ihn beständig vorwärts schreiten, auch dann, wenn es sich herausstellt, daß ein Schritt ein irriger und verfehlter gewesen ist. Auf diese Weise erklärt es sich, daß der Charakter etwas selten Geschlossenes annehmen mußte. So milde Luther von Natur aus war, und so menschlich-liebenswürdig er in allen Verhältnissen seines Privatlebens erscheint, so schroff und unnachgiebig, so bis zum Verletzenden scharf und abweisend selbst gegen Freunde giebt sich sein Wesen, sobald es gilt, vor der Offentlichkeit für das Werk zu zeugen, das er begonnen. Luther hat den öffentlichen Kampf nicht eigentlich gesucht, er ist zu demselben durch die Art seines Wesens, durch seine Ueberzeugungstreue und seine unbeugsame Willensstärke gedrängt worden. Wie bei allen starken Naturen hat sein Entwicklungsgang etwas auf die eigene Persönlichkeit Gerichtetes an sich, das bei schwächeren

Charakteren leicht als selbstsüchtig erscheinen könnte. Im Grunde genommen hat er nie etwas Anderes gewollt, als den innern Kampf, der sich in der Klosterzelle entsponnen, ehrlich und ganz ausfechten, gleichviel, ob er das in seinem stillen Heim thun könne, oder ob er dadurch genöthigt werde, hinaus auf den lauten Markt des Lebens zu treten. Vor den an letzteren Fall geknüpften Folgen ist er nie zurückgeschreckt, allein eigenwillig hat er sie nicht auf das Ungewisse hin heraufbeschwören wollen. Wenn der Seelenkampf des Mönchs von Wittenberg berufen war, die Welt ins Schwanken zu bringen, so lag das einfach daran, daß dieser Mönch eine jener gewaltigen Naturen war, die mit eherner Sohle durch die Geschichte schreiten, und vor deren Kommen und Gehen donnernd die Zeit erbebt.

Genau auf dieselbe Weise, wie Luther zu seiner reformatorischen Mission gedrängt ward, wurde er berufen, das Nationalgefühl unseres Volkes wach zu rütteln. Vor seinen Tagen dämmerte in den deutschen Stämmen kaum das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit. Noch herrschte die mittelalterliche Anschauung von der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Die Völker Europas fühlten sich kaum provinzial von einander geschieden, und besonders war das innerhalb der Grenzen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation der Fall, dessen Band einst den größeren Theil der Länder unseres Erdtheils umfaßt hatte. War auch die alte hierarchische Weltmonarchie mit ihrer Agglomeration von Völkern germanischer, romanischer, slavischer und finnischer Zunge morsch und matt geworden, und drohte sie aus den Fugen zu gehen, um sich in einzelne dynastische Monarchien aufzulösen, so fristete doch der Gedanke von ehedem noch wie ein scheues, umheimliches Gespenst sein unbestimmtes Dasein. Erst der Weckruf, der von Wittenberg ausging, gab anderen Vorstellungen Raum und rief das Bewußtsein der nationalen Sonderart hervor. Luthers Auftreten sollte in der That den ersten positiven Anlaß zur Auflösung des alten Reiches und zum Uebergang in neue staatliche Verhältnisse geben. Die lange achtzigjährige Kriegszeit, die der großen Kirchenbewegung folgte und sich während ihrer letzten dreißig Jahre auf unser

schwer heimgesuchtes Vaterland concentrirte, ließ nicht viel mehr als den Leichnam des alten Staatsgefüges zurück, der noch ein Jahrhundert lang den Schein des Lebens darbieten sollte, um dann sang- und klanglos bestattet zu werden. Theuer war der Preis, der für das erlangte Gut bezahlt werden mußte — so theuer, wie Herzblut sein kann — zumal die Früchte dieses Gutes noch nicht genossen werden konnten. Deutschland blieb zerrissen nach wie vor, aber Eines war doch gewonnen, die Gewißheit, daß die Wiederkehr der alten Zustände zur Unmöglichkeit geworden. Es ist merkwürdig, wie in Deutschland gerade während der Zeit des unglückseligen Krieges die ersten Zeichen des Gefühles nationaler Selbständigkeit auftreten, der erste Spott und Hohn gegen die Jahrhunderte alte Uebung, das Ausland als maßgebend für alle Verhältnisse der Gesittung anzusehen.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es uns jetzt eigen ist, sollte freilich durch die stürmischen und blutigen Bewegungen nicht erreicht werden; allein es wurde doch der Grund dazu gelegt, und zwar gerade in der Zeit des unheilvollen Bruderkrieges. In den hundert Jahren, die nach Luther's Tod verflossen, begann das köstliche Vermächtniß, das er uns in der unter seiner unmittelbaren Einwirkung entstandenen Schrift- und Verkehrssprache hinterlassen, fruchtbar und ergiebig zu werden. Ohne die gemeinsame Sprache würden wir nie zu einer geistigen Einheit vorgedrungen sein, und ohne diese wäre die politische entweder eine Unmöglichkeit oder — werthlos.

Man hört vielfach Luther als den Schöpfer unserer jetzigen Schriftsprache bezeichnen, freilich nicht ohne Anfechtung, und es mag in der That damit zuviel gesagt sein. Sprachen werden ebensowenig geschaffen wie organische Naturgebilde; gleich diesen sind sie das Produkt eines allmählich und fast unbemerkt sich vollziehenden Werde- und Entwicklungsprozesses und äußerer Einwirkung nur soweit unterworfen, als solche bei einem Naturvorgange möglich ist. Gleichwohl steht der Einfluß Luthers auf das Werden und die Entwicklung unserer heutigen Sprache in der Geschichte aller Völker und aller Zeiten als ein Beispiel

ohne Gleichen da. Könnten wir, wie die Sage es will, einen Erfinder der Lautzeichen annehmen, so möchte dieser einzig ihm zur Seite zu stellen sein.

Sprachen, so sagten wir, entstehen und nehmen einen Verlauf wie die Gebilde der organischen Natur. Die Wissenschaft unserer Tage ist weiter gegangen, sie hat den Versuch gemacht, die Sprache, oder die Sprachen, unvermittelt den Naturorganismen einzureihen und die Sprachwissenschaft aus der Klasse der historischen Disciplinen in die der naturhistorischen zu verweisen. Das Sprechen ist mit dem Denken gegeben, es ist der lautliche Reflex einer Thätigkeit des menschlichen Gehirns, mag diese nun, nach teleologischer Anschauungsweise, durch ein Aufblitzen des uns innewohnenden göttlichen Funkens oder nach materialistischer durch einen mechanischen Vorgang hervorgebracht werden. Die Sprache ist demnach mit dem Menschen entstanden, und es verschlägt auch hier wieder nichts, welchen Standpunkt der Welt- und Naturanschauung wir einnehmen, ob wir uns den Menschen durch einen Schöpfungsakt des Weltenlenkers oder durch einen langsamen und allmählichen Uebergang aus einer niederen in eine höhere Thierform als in die Wesenheit der Dinge eintretend oder in dieser Stellung nehmend denken. In die Geschichte bringen die Völker ihre Sprache in entwickeltem Zustande mit, die Periode der Sprachbildung liegt hinter der Gränze, bis zu welcher wir mit Hilfe der Wissenschaft bei einem Volke das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen vermögen. Nicht selten ist bei dem Eintreten in das Licht der Geschichte der Verfall der sprachlichen Form schon gegeben, die Ueberentwicklung eingetreten, womit dann in der Regel die geistige, die culturelle Bedeutung der Sprache erst beginnt. Die Bewegung im Leben der Sprache dauert fort, und es gehört zu dieser Bewegung namentlich die Spaltung, die Trennung einer Stamm- oder Grundsprache in verschiedene Sprachäste, die sich dann wieder in Zweige und Nebenzweige verästeln und so schließlich auf dem Sprachgebiete eines Volkes die Dialekte oder Mundarten herbeiführen. Anfangs gleichartig und gleichwerthig, beginnen mit der steigenden Cultur die Dialekte eines Volkes mit einander

um den Vorrang zu streiten bis einer die Oberhand gewinnt und sich zu dem Rang der herrschenden oder der Cultursprache erhebt. Wohin wir den Blick im Völkerleben wenden, überall gewahren wir auf sprachlichem Gebiete diesen Kampf der Mundarten. Im alten Griechenland sehen wir anfangs drei Dialekte den höheren Culturzwecken dienen, bis schließlich der eine die beiden andern verdrängt und sich zur Sprache des wissenschaftlichen und künstlerischen Verkehrs erhebt. In Italien hatte frühzeitig die Mundart Latiums sich zur herrschenden aufgeworfen, und je höher die Macht Roms sich entwickelte, desto weiter wurde ihr Geltungsgebiet, bis sie sich schließlich mit dem römischen Weltreiche zur Stufe und zum Range einer Weltsprache erhob.

Die modernen Sprachen sind in der gleichen Weise aus Dialekten erwachsen, und zwar gab auf dem betreffenden Gebiete meistens die Sprache des Hofes, an welchem das Culturleben der Nation zur höchsten Blüthe gelangte, die Entscheidung ab. So entwickelte sich in Frankreich die Sprache der nördlichen Landschaften, in Italien das Toskanische, in Spanien das Castilianische zu der für den Verkehr der Gebildeten maßgebenden. In England mußte zweimal die Sprache der Landeseinwohner derjenigen der eindringenden Eroberer weichen, das Keltische dem Sächsischen und dieses dem Normannischen, in soweit wenigstens, als es normanische Elemente in sich aufnehmen mußte, und so den Charakter einer Mischsprache annahm, die nach längerem Schwanken ihre Norm in derjenigen Form erhielt, welche an dem Hofe der Königin Elisabeth gesprochen wurde.

Anders lagen seit alter Zeit die Verhältnisse in Deutschland. Kurz nach seinem Eintreten in die Geschichte weist das Germanenthum drei große Sprachgebiete auf, das deutsche, das gotische und das nordische. Wann sich diese Dreitheilung vollzogen hat, vermag die Wissenschaft nicht zu bestimmen; von der deutschen Grundsprache sind uns nicht einmal dürftige Trümmer erhalten, sodaß wir uns ihre Formen nur nach dem Gesetze der Analogie erschließen können. Die Sprachen des gotischen Gebietes sind frühem Untergange anheimgefallen, die des deutschen und nordischen bestehen jetzt noch nebeneinander. Auf deutschem

Sprachgebiete vollzog sich in historischer Zeit eine Scheidung, die in der Geschichte der Sprachen einzig dasteht, die in das Hoch- und Niederdeutsche, herbeigeführt nach dem Gesetze der sogenannten Lautverschiebung, d. h. nach demjenigen Gesetze, nach welchem — es beruht auf einem bestimmten Wechsel der momentanen Consonanten — sich in historisch absolut nicht mehr bestimmbarer, ja kaum berechenbarer Zeit die Abscheidung der urverwandten Sprachen des großen indo-germanischen Sprachstammes von einander vollzogen hatte. Das Niederdeutsche, die Sprache des deutschen Flachlandes, entwickelte sich nach dieser Absonderung nur wenig und langsam weiter, während das Hochdeutsche eine Fülle neuer Formen trieb und uns fast in jeder geschichtlich irgendwie bedeutsamen Epoche eine neue Physiognomie zeigt. Während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters, während der sogenannten Periode des Althochdeutschen, d. h. vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, finden wir große Dialektgruppen, die selbständig neben einander bestehen, ohne daß ein Vorrang zur Geltung käme — wie in der alten Volksgemeinde jeder Mann für ein Haupt gezählt wurde. Anders in den folgenden Jahrhunderten bis zum ausklingenden vierzehnten, während der sogenannten mittelhochdeutschen Zeit. Mit der fortschreitenden Cultur ändert sich die Sprachform. Zwar die alten Dialekte, das Fränkische, Schwäbisch-Allamannische und Baierische bestehen fort, aber innerhalb derselben geht gleichmäßig eine Veränderung vor. Die volltönigen Vokale weichen, zumal in der auf die Stammsilbe folgenden Silbe, einem mindertönigen e; die Stammsilben selbst behalten ihre alten Vokal- und Tonverhältnisse bei, nur die Endsilben schwächen sich ab, wodurch die Wortform, bei immer noch reichem vokalischen Colorit, biegsamer und geschmeidiger wird. Das Ohr ist für die feinsten Unterscheidungen empfindlich, daher die Kunst des Versbaues zu nie wieder erreichter Höhe emporsteigt. Aber noch eine andere Umwandlung gegen früher hat sich vollzogen, die demokratische Gleichwerthigkeit der Dialekte ist geschwunden und eine besondere Sprachform als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs zu allgemeiner Geltung gelangt, die Sprache der

Fürstenhöfe und vor allem die Sprache des staufischen Kaiserhofes, die schwäbische Mundart, das Mittelhochdeutsche im engeren Sinne, das nunmehr auch von denen gebraucht ward, deren heimische Mundart es nicht war.

Mit dem 13. Jahrhundert schwindet der Einfluß der Fürstenhöfe, und die höfische Sprache beginnt nunmehr wieder der Dialektsprache zu weichen, mit deren Aufkommen der sprachliche Verfall, die sprachliche Verwilderung Hand in Hand geht. Erst mit dem beginnenden Reformationszeitalter läßt sich wieder eine Norm für die sprachlichen Verhältnisse aufstellen. Der Vokalreichthum hat zu Gunsten des tonlosen e, dem sich bald auch ein stummes beigesellt, eine größere Einbuße erlitten; die Verflüchtigung der Endsilben ist fortgeschritten, geradezu verwirrend sind die Tonverhältnisse geworden, da in den Stammsilben der Unterschied zwischen Länge und Kürze geschwunden und die Eintönigkeit nunmehr wirklich in die Sprache eingedrungen ist. Das mittelh. maln (auf der Mühle) wird wie mâlen (mit dem Pinsel), tor (Thüre) wie tôr (Narr) gesprochen: der Wortton gilt allein, er macht die Sylbe lang, auf die er fällt, und läßt als Kürze die tonlose gelten; der organische Unterschied zwischen kurz und lang, der dem Mittelhochdeutschen eine so große Mannigfaltigkeit des Klanges verliehen hatte, ist untergegangen.

Eine neue Erscheinung des Sprachlebens tritt auf, eine sogenannte Schriftsprache, eine Sprache, die weder Dialektsprache, noch je gesprochen worden ist, eine Sprache papierenen Ursprungs, wie man sie genannt hat, die Sprache der Luther'schen Bibelübersetzung, das Neuhochdeutsche.

Zu dem Mittelhochdeutschen steht diese Sprache nicht etwa in demselben Verhältnisse, wie dieses zu dem Althochdeutschen; zwischen ihr und dem Mittelhochdeutschen liegt eine unüberbrückte Kluft sprachlicher und literarischer Verwilderung. Ihrer Form nach nimmt sie allerdings keine hohe Stufe ein, sie zeigt eine Entartung, die, gegen die höfische Sprache des Mittelalters gehalten, an das Ungeheuerliche streift. „Kein Stamm", so sagt Schleicher in seinem vortrefflichen Buche über die deutsche Sprache,

„sprach oder spricht diese Sprache, nirgends hört man sie im Munde des eigentlichen Volkes. Diese Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutschen ist die Ursache seiner sprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monströs ist in manchen Lauten und Formen unsere neuhochdeutsche Schriftsprache; sie ist kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens Zusammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthums auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige — für alle deutschen Stämme, hochdeutsche und niederdeutsche zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung. — Die wirkliche Volkssprache eines deutschen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde sich geweigert haben, von seiner Mundart zu Gunsten eines Bruderstammes abzugehen, und Zersplitterung wäre selbst in der Sprache unseres Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das, kann allen gemeinsam sein, ohne Eifersucht, ohne Neid zu erregen. So ist also der Werth dieser Sprache nicht in ihrem Wesen selbst, sondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu suchen."

Luther hat diese Sprache nicht geschaffen, allein er hat ihr ihre Bedeutung verliehen. Er selbst giebt uns die Quelle an, woher er sie für sein Bibelwerk entnommen. Er sagt: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache der Deutschen," also nicht eine specielle Mundart, „sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Die wissenschaftliche Forschung hat die Richtigkeit der von Luther

gegebenen Auskunft über die von ihm gebrauchte Sprache bestätigt. Es ist die Sprache, die seit Maximilian in den kaiserlichen Kanzleien zur Anwendung kam und dadurch Eingang in fast die gesammten amtlichen Schreibstuben des deutschen Reiches fand. Sie ist allmählich aus einer Mischung von Mundarten entstanden, die vom Niederdeutschen bis zum Baierisch-Oesterreichischen variiren, im Großen und Ganzen indeß oberdeutschen Lautstand und oberdeutsche Formen zeigen. Aus österreichischen Mundarten ist namentlich eine ganz besondere Eigenart des Vokalstandes erflossen, die sich sonst auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete nicht mehr findet und namentlich allen übrigen Dialekten fremd ist, die Erweiterung des î und û zu ei und au, mîn zu mein, hûs zu Haus, sodaß zwischen Stein und mein, stain und mîn kein vokalischer Unterschied mehr herrscht. Zu nicht geringem Theile beruht die formale Ausbildung des Neuhochdeutschen übrigens weniger auf den ursprünglichen Eigenschaften als auf dem schriftlichen Gebrauche, der praktischen Verwendung desselben.

Hat Luther diese Sprache nicht geschaffen, so hat er doch für sie etwas geleistet, was nahezu einem schöpferischen Akte gleichkommt. Er hat ihr durch sein Bibelwerk eine Allgemeinheit gegeben, die auf anderm Wege geradezu unmöglich gewesen wäre. Die papierene Sprache der kaiserlichen Kanzlei würde eines ebenso unrühmlichen Todes gestorben sein wie das alte Kaiserreich, wenn der kühne Reformator sie nicht mit genialem Blick für ein Werk dauernden Werthes und weitester Verbreitung ausersehen hätte, wenn diesem Werke nicht eine ganz wesentliche Rolle bei einem die Welt erschütternden Ereignisse vorbehalten gewesen wäre, und es nicht zum Urheber eine Persönlichkeit gehabt hätte, in welcher das geistige Streben eines ganzen Zeitalters sich verkörperte. Die Bedeutung der Luther'schen Bibelübersetzung kennzeichnet sich am deutlichsten in ihrer Geschichte. Nur langsam und allmählich durchbrach sie die niederdeutsche Sprachscheide, sodaß anfangs besondere Uebertragungen in das Niederdeutsche vorgenommen werden mußten; wo sie aber sich Geltung verschaffte — und das war schließlich in dem ganzen

protestantischen Deutschland der Fall — da ward ihre Sprache auch die des geistigen Verkehrs auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete. Allein nicht nur durch sein Bibelwerk wirkte Luther sprachbildend und sprachgestaltend, er verlieh der für dieses erkorenen Sprache nach allen Richtungen hin eine Aus- und Durchbildung, die geradezu eine staunenswerthe zu nennen ist. Wie unter Luthers Händen die deutsche Kanzleisprache sich gestaltete, wurde sie fähig, jedem literarischen Zwecke zu dienen, fähig vor allem, dem in der Wissenschaft bis dahin mit souverainer Allgewalt herrschenden Latein als Rivale entgegenzutreten, und zwar als ein glücklicher. Bis zu welchem Grade der Feinheit und Zartheit sie ausgesponnen werden konnte, beweist der „Von einem hübschen lustigen Garten" überschriebene Brief des Reformators an seinen Sohn Johannes; wie glücklich sie der schärfsten Satire und dem jovialsten Humor diente, mag man aus den Briefen an seine Tischgesellen ersehen, in welchen von dem „Reichstage der Krähen und Dohlen" und der „Bittschrift der Vögel" gehandelt wird. Wären von allen Werken Luthers nur diese drei Stücke auf unsere Zeit gekommen, so müßten wir den Verfasser derselben unsern größern Schriftstellern zur Seite setzen. Aber nicht nur der wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellung machte er die moderne deutsche Sprache zugänglich, sondern auch — und das ist vielleicht sein größtes Verdienst — der publicistischen. Luthers Streit- und Gelegenheitsschriften haben zum durchschlagenden Erfolge seiner Sprache vielleicht ebensoviel beigetragen wie die Bibelübertragung; in ihnen enthüllt sich uns der Sprachgewaltige von seiner glänzendsten Seite, wie wir denn ruhig eingestehen können, daß dieser manche schwache Sache des Reformators und Kirchenstifters zu einer starken gemacht hat. Vergessen wir nicht, daß in diesen Streit- und Gelegenheitsschriften eine Seite der sprachlichen Darstellung gepflegt wird, die neben der Ausbildung zu stilistischer Feinheit und Leichtigkeit gewiß ihren nicht zu unterschätzenden Werth hat, die ehrliche Körnigkeit und gute deutsche Grobheit, der zu Zeiten im literarischen Streite nicht zu entrathen ist.

Das ist eine Thatsache von unumstößlicher Gewißheit:

wenn in den nächsten auf Luther folgenden Jahrhunderten die Früchte der Reformation durch eine Gegenreformation vollständig aufgehoben und vernichtet worden wären, so würde dadurch das einheitliche Band, welches das deutsche Volk sich durch seine gemeinsame Schrift- und Verkehrssprache errungen, nicht auch der Vernichtung anheimgefallen sein. Selbst die gescheiterte und vereitelte Bewegung würde sich in Luthers Sprache ein Denkmal kaum vergänglicher Dauer errichtet haben.

Zu einem deutschen Nationalbewußtsein würden wir ohne das, was Luther für unsere Sprache gethan hat, jedenfalls nur auf einen sehr mühe- und dornenvollen Wege gekommen sein, es sei denn, daß uns ein anderer sprachlicher Reformator erstanden wäre. Aber würden diesem dieselben Vortheile zu Gebote gestanden haben, wie dem genialen Augustinermönch von Wittenberg? Wir fürchten, nein, denn Männer dieses Schlages werden nicht von jedem Jahrhundert geboren, und, wenn sie kommen, müssen sie öfter ihrer Zeit harren, als diese ihnen entgegenkommt. In Luther fanden sich in seltener Begegnung Mann und Zeit zusammen. Anderthalb Jahrhundert nach Luthers Tode brach wieder eine sprachliche und literarische Verwilderung und Verwahrlosung in Deutschland ein, wie sie schon einmal, kurz vor Beginn des Reformationszeitalters, dagewesen war. Allein, als die Tage gekommen waren, die uns ein zweites Blüthezeitalter unserer Literatur bringen sollten, bedurfte es nur eines Zurückgehens auf den Kanon unseres Sprachgefüges, auf Luthers Bibelwerk, und das deutsche Wort konnte sich bilden zu Lessings durchsichtiger Klarheit, zu Goethes ruhiger Schönheit, zu Schillers feuriger Eindringlichkeit.

Von allen Nachgeborenen hat seit Luther vielleicht keiner eine tiefere Einwirkung auf die Gestaltung unserer Sprache ausgeübt als gerade Schiller. Es würde zu weit führen, wenn dieser Satz jetzt näher begründet werden sollte, aber der Beweis für ihn dürfte zu erbringen sein. Vielleicht unternimmt ihn ein kundigerer Meister des Wortes bei anderem Anlasse an dieser Stelle. Einstweilen möge es genügen, den Namen unseres großen

Volksdichters genannt zu haben, dem mit Luther der deutsche Ehrentag des 10. November geweiht bleibt.

Der Geist aber, dem im Lande der Uferfranken an diesem Tage die Ehre der flackernden Feuer gilt, hat sich als einen unserm Vaterlande freundlichen und günstigen erwiesen, mag er in einsamem Bergasyle des großen Weltfriedens harren, mag er segnend sein Volk umschweben. Habe er Dank dafür. Wie er uns durch seine beiden großen Sendboten zum Bewußtsein unserer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht, so möge er selbst uns aus den Geisteskämpfen, die unser noch harren, führen durch die Einheit zur Freiheit, durch die Freiheit zum Frieden!

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 16. December 1883. unter dem Vorsitze des Obmannes, Herrn Justizrath Dr. Berg, im Goethehause statt.

Nach Erledigung der laufenden geschäftlichen Vorlagen und einem kurzen Nachrufe, den Herr Dr. Ludwig Holthof dem Gedächtnisse des verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, Dr. William Siemens, widmete, wurde die Bilanz für das Rechnungsjahr 1882/83 vorgelegt und erläutert. Dieselbe ging zur Prüfung an die Herren Revisoren.

Es gelangte sodann das Budget für das Rechnungsjahr 1883/84 zur Vorlage und nach dem erläuternden Berichte des Herrn Schatzmeisters zur Genehmigung seitens der Versammlung.

Hierauf wurde zum Vortrage des Jahresberichtes geschritten.

Zunächst gab der vorsitzende Obmann Aufklärung über den Stand der noch schwebenden Prozesse. Der wichtigste derselben, der mit Herrn Ponge auf Fiddichow wegen des angeblichen von Kügelgen'schen Goethebildes geführte, sei in zwei Instanzen zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden und harre der endgültigen Entscheidung durch das Reichsgericht. Die Klage des Herrn Jäckel (Forderung der Concursmasse Sachs u. Comp. betreffend) sei in allen Instanzen bis auf eine noch bestrittene Summe von 125 M. (Zinszahlung an Ponge) zurückgewiesen

und werde ihre vollständige Erledigung mit dem Abschlusse des vorhin erwähnten Prozesses finden. Der Streit mit Herrn Dr. Volger wegen Führung der sogenannten Stiftsmarke sowie Herausgabe der Geschäfts-Journale und der noch in seinem Besitze befindlichen Stifts-Bestände sei in zwei Instanzen ebenfalls zu Gunsten des Hochstiftes entschieden. Die von Herrn Dr. Volger gegen das zuletzt erlassene Urtheil angemeldete Revision sei von diesem zurückgezogen und zwischen den streitenden Parteien ein Vergleich wegen wechselseitiger Herausgabe der als Eigenthum beanspruchten Gegenstände in Aussicht genommen worden.*)

Was den letzteren Punkt betreffe, so beanspruche nämlich Herr Dr. Volger eine Reihe noch im Goethehause befindlicher Gegenstände (Bücher, Schriften, einzelne Blätter u. s. w.), weshalb ein Vergleich wohl angebracht erscheine. Die Verwaltung stelle daher an die Versammlung das Ersuchen, sie zum Abschlusse des Vergleiches ermächtigen zu wollen und auf diese Weise ihre Hülfe zur endlichen Erledigung einer ebenso leidigen wie langwierigen Angelegenheit zu leihen.

Die Versammlung ertheilte hierauf einstimmig die nachgesuchte Ermächtigung.

Der Verwaltungsschreiber erstattete sodann den **Jahresbericht**. Das Verwaltungsjahr 1882/83 bewegte sich noch in den seitherigen Verhältnissen. Die definitive Berathung und Festsetzung der neuen Satzungen wurde in der fünften, sechsten und siebenten öffentlichen Sitzung vorgenommen. Die Feststellung des Wortlautes erfolgte durch den hierzu berufenen Siebener-Ausschuß. Von den königlichen Ministerien des Cultus, der Justiz und des Innern traf im Laufe des Monates Juni die Erklärung ein, daß dieselben nunmehr weder gegen den Inhalt der neuen Satzungen noch gegen die bei Berathung derselben beobachteten Förmlichkeiten etwas einzuwenden hätten. Seitens der Verwaltung erfolgte darauf die vorschriftsmäßige Einsendung des

*) Die sämmtlichen Prozesse sind inzwischen endgültig zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden, auch hat der Vergleich mit Herrn Dr. Volger Rechtskraft erhalten. S. Bericht über die dritte Sitzung.

berathenen Entwurfs in der Form eines definitiven Statuts. Weitere Verhandlungen mit der Behörde betrafen die Ordnung von Ansprüchen, welche Seitenverwandte des Vermächtnißlassers, des gewesenen Kanzleirathes Dr. Müller, erhoben hatten. Da die Genossenschaft in ihrer öffentlichen Sitzung vom 4. November 1883 sich mit den desfalls an sie gestellten Anforderungen einverstanden erklärte, steht im Laufe des neuen Verwaltungsjahres die landesherrliche Genehmigung der Satzungen sowie die Verleihung der Körperschaftsrechte im nachgesuchten Umfange zuversichtlich zu erwarten. Die Verwaltung hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 23 Sitzungen abgehalten, der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat sechsmal zusammen. Die öffentlichen Sitzungen haben in der vorgeschriebenen Weise stattgefunden; zur Berathung des Satzungsentwurfs wurden zwei außerordentliche anberaumt, desgleichen eine zur Vornahme der Wahlen für das Verwaltungsjahr 1883/84. Aufgenommen wurden 17, ausgeschieden sind 32 Genossen; durch den Tod erloschen zwanzig Mitgliedschaften. Unter den Verstorbenen befand sich eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender, um Wissenschaft und Kunst hochverdienter Persönlichkeiten, so G. Howald, Wolfgang v. Goethe, Frau Marie Belli-Gontard, Richard Wagner, Schulze-Delitzsch, Gustav Königsfeld, Hendric Conscience u. a. m.

Die in der letzten Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Thätigkeit konnte in dem neuen Verwaltungsjahre wieder aufgenommen werden. Die von dem akademischen Vorbereitungs-Ausschusse in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhälnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Gelegenheit geboten, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen mußte Abstand genommen werden, weil die die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt worden war. Dagegen haben zwei Discussionsabende stattgefundeu. An den abgehaltenen Vorträgen betheiligten sich die Herren Dr. Wilhelm Jordan (mit 2), Dr. Ludwig Braunfels (mit 2), Dr. Hermann

Grotefend (mit 5), Hermann Junker (mit 1), Lehrer O. R. W. Bautz (mit 1), Dr. Ludwig Holthof (mit 5), Hofrath Dr. Schäfer (mit 1) und Prof. Dr. Ludwig Büchner (mit 1).

Die vom 15. Juni bis 25. October im Goethehause veranstaltete Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an Goethe und dessen Angehörige hatte sich guten Besuches zu erfreuen.

Die Gesammtzahl der Besucher des Goethehauses bezifferte sich auf 6584.

Von den Berichten über das Verwaltungsjahr 1882/83 erschienen 3 Lieferungen.

Hierauf sprach Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend über einige Eingänge zur Bibliothek des freien deutschen Hochstifts aus dem Gebiete der Geschichte. Zunächst charakterisirte er kurz die überall gleich regen Bestrebungen zur Erforschung des vorgeschichtlichen Alterthums. Während der Smithsonian Report vom Jahre 1881 auf nahezu 200 Seiten einen inhaltlich reichen Bericht über die transatlantischen Bestrebungen zur Vertiefung der anthropologischen Kenntnisse liefert, der mit zahlreichen Abbildungen von Fundstücken, Skizzen von Hügelgräbern, Spezialplänen von alten Befestigungen geschmückt ist, konnte auch für Deutschland durch Professor J. Schneider's „Alte Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken" im deutschen Reiche analoges planmäßiges Streben aufgewiesen werden. Für die Geschichte des Mittelalters waren dankenswerthe Gaben eingelaufen.

A. Dammann's zweiter Theil der Kulturkämpfe in Alt-England machte den Anfang der Vorlage.

Sodann constatirte Redner auf Deutschland übergehend, daß einerseits die Professoren der Universitäten ihren Zuhörern aus den älteren Semestern mehr und mehr Arbeiten aus der Provinzialgeschichte zuwiesen, oder wenigstens Arbeiten, bei denen die Studirenden auf die Benutzung archivalischen ungedruckten Materials angewiesen seien. Neben dem allgemeinen Nutzen, den eine jede specialisirende Arbeit für die Forschung hat, sei

auch der Zuwachs neuen Quellenmaterials, die Erschließung neuer größerer Gesichtspunkte für die Provinzialgeschichte als Gewinn für die Wissenschaft bei diesen Arbeiten zu verzeichnen. Redner veranschaulichte dieses an einer Anzahl von Herrn Prof. Dr. Stern aus Göttingen eingesandten Doctordissertationen dieser Universität. Andererseits aber, hob Redner hervor, läßt sich dieses engere Anschließen der fachgemäßen Historiker an die Provinzialgeschichte in einem allmählicheren Fortschritte in dem Inhalte einer Anzahl von Vereinszeitschriften erkennen. Vor allem leuchten voran die Publikationen des hansischen Geschichtsvereins, dessen Jahrgang 1882, mit anderen norddeutschen Vereinspublikationen, von Herrn Premierlieutenant Eggers aus Bremen eingesandt, zur Vorlage und Besprechung gelangte. Von den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen gab zunächst das Heft III. des XXI. Jahrganges Redner Veranlassung zu näherem Eingehen. Prof. Dr. J. Loserth schildert dort den „Grenzwald Böhmens", die berühmten böhmischen Wälder, deren Unzugänglichkeit, durch Gebücke und Verhaue künstlich erhöht, der wichtigste Schutz des Landes gegen äußere Feinde bildete, Verhältnisse, wie sie bei uns im Taunus und Rheingau in ähnlicher, wenn auch nicht mehr so systematisch erkenn- und nachweisbarer Weise vorhanden waren. Was dort in historisch controlirbarer Zeit sich vollzieht, das können wir hier nur aus Analogien und Rückschlüssen construiren. Um so wichtiger ist jenes Beispiel für die Urgeschichte unserer Gegend und für die Besiedlung des Gebirges. Das IV. Heft desselben Jahrganges enthält eine Kritik des neuesten Geschichtswerkes (?) über die Stadt Karlsbad. Es wird darin laute Klage geführt, daß auf dem Gebiete der Lokalgeschichte sich so oft „grobe Unkenntniß und Wichtigthuerei an die Lösung von Problemen heranwagt, die dem Fachgelehrten nicht immer gelingt". Zahlreiche schlagende Beispiele belegen dieses für jenes Karlsbader Werk, aber gleiche Anklagen glaubt Redner auch gegen ein auf Frankfurter Boden gewachsenes modernes Produkt erheben zu müssen, nämlich gegen: Hartenfels, Frankfurt und seine Umgebungen. Das Buch strotzt von Fehlern, von offen-

barer Unkenntniß, ja von effectivem Unsinn! Mit einem gewissen Stolze glaubt derartigen Leistungen gegenüber Redner auf das Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst hinweisen zu können, die Publication des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, von welchem der achte, neunte und zehnte Band zur Vorlage kamen. Während der achte Band der Münzgeschichte Frankfurts und seinen Chroniken gewidmet ist, füllt den zehnten eine Geschichte des Postwesens in Frankfurt, der neunte aber, die Theatergeschichte Frankfurts bis zum Jahre 1782 von E. Mentzel, dürfte gerade die Kreise des Hochstiftes insonderheit interessiren, bietet er ja auch in seinem Kapitel „die französische und deutsche Komödie von 1759 bis 1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe" einen werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 13. Januar unter dem Vorsitze des Herrn Dr. H. Grotefend im Goethehause statt.

Nach den üblichen geschäftlichen Meldungen machte der Vorsitzende der Versammlung die Mittheilung, daß der Prozeß gegen den Gutsbesitzer Ponge auf Fiddichow in dritter und letzter Instanz zu Gunsten des Hochstiftes entschieden sei. Er ertheilte sodann Herrn Hauptmann z. D. Franz Holthof das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Erfindung und Entwickelung des Telephons."

In seinen einleitenden Worten wies der Vortragende auf die Feier hin, welche kürzlich im hiesigen Elektrotechnischen Vereine zur Begehung des 50. Geburtstages von Philipp Reis stattgefunden, des leider so frühe seinem Wirken entrissenen hochbegabten Mannes, dessen Name auch in den Annalen unserer Genossenschaft für immer eine ehrende Stelle finden wird.

Reis hat bisher als erster Erfinder des Telephons gegolten, ob ihm dieser Name gebührt, mag streitig sein, fest steht indeß, daß er der Erste gewesen, der den Gedanken, Töne und Sprachlaute mittels der Electricität zu reprodiciren praktisch ausführte, und der das erste Instrument, welches die Aufgabe, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, löste, construirte und in die Oeffentlichkeit brachte.

Ueber Reis ist in der jüngsten Zeit soviel gesprochen und geschrieben worden, daß die Geschichte seines Lebenslaufs als bekannt vorausgesetzt werden darf. Unklarheit ist dagegen noch vielfach verbreitet über das, was er erstrebt, und das, was er wirklich erreicht hat, darum sollen über diesen Punkt an der Hand von praktischen Versuchen einige Erläuterungen folgen.

Die ersten Beobachtungen in Bezug auf die Wiedergabe von Tönen vermittels Electricität machte Charles Päge in Salem, Massachusetts; er veröffentlichte sie in einer amerikanischen Zeitschrift unter der Ueberschrift „Galvanische Musik". Seine Experimente bestanden im wesentlichen darin, daß er einen intermittirenden elektrischen Strom um einen Eisenstab kreisen ließ, welcher dadurch in Schwingungen versetzt wurde, die einen Ton hervorbrachten. Sein Abhandlung erregte Aufmerksamkeit und bewirkte, daß sich allerorts die Physiker bemühten, die Ursachen dieser sonderbaren electrischen Töne zu ergründen. Weitere Untersuchungen auf dem bezüglichen Gebiete stellte Professor Wertheim in Pesth an, der im Jahre 1847 darüber Veröffentlichungen erließ. Zu einem positiven Resultate gelangte er noch nicht; dies war vielmehr Reis vorbehalten, der aus allen bisherigen Versuchen eine praktische Verwerthung für die Fortleitung der menschlichen Stimme zu erzielen suchte. Es gelang ihm jedoch nur, musikalische Töne, nicht aber sprachliche Laute fortzuleiten, wie er das auch unumwunden in seinem Berichte an den hiesigen Physikalischen Verein vom Jahre 1860 zugesteht.

Der Vortragende schritt nun zu seiner Erläuterung des Reis'schen Apparates und ließ denselben unter Anwendung von vier starken Bunsen'schen Elementen in Function treten. Hörbar wurde nur ein vibrirendes Geräusch, aus dem sich nur mit Mühe schwache Töne unterscheiden ließen. Die Versuche zur Uebertragung von articulirten Lauten oder Worten blieben ohne allen Erfolg.

Bevor der Vortragende in seinen Erörterungen fortfuhr, berichtigte er die viel verbreitete, aber irrige Ansicht, daß Reis Mitglied oder Meister des Freien Deutschen Hochstiftes gewesen.

Die Absicht, ihn zum Ehrenmitgliede und Meister zu ernennen, habe zwar bestanden, auch sei das Diplom schon ausgefertigt gewesen, doch sei es zu Weiterem nicht gekommen.

In seinem Vortrage fortfahrend wies dann der Redner darauf hin, daß es sich wie mit dem heutigen so mit fast allen seither angestellten Experimenten verhalten habe. Noch deutlicher als in seinem Berichte an den Physikalischen Verein habe sich Reis im Jahre 1863 über die Leistungsfähigkeit seines Apparates in einem (zu den Akten des Hochstiftes gegebenen) Prospekte des Mechanikers Albert ausgesprochen. Hier werde unumwunden hervorgehoben, daß mittels des „Telephons" lediglich musikalische Töne fortgeleitet werden sollten, während zur Vermittelung des gesprochenen Wortes an dem Apparate ein besonderer Klopftelegraph angebracht war. Für letzteren habe Reis ein eigenes, höchst originelles akustisches Alphabet erfunden, das die verschiedenen Lautzeichen durch einen einfachen und einen Doppelschlag wiedergebe und für Lautcombinationen bis zur Zahl 5 einen Dactylus verwende, wodurch es an Leistungsfähigkeit dem Morse-Alphabete fast gleichkomme.

Im Irrthum hat Reis sich befunden, wenn er geglaubt hat, der Ausdruck „Telephon" (richtiger vielleicht „Telephonie") sei zuerst von ihm angewendet worden. Das Wort „Telephon" wurde schon 1838 von Rommershausen für einen akustischen Telegraphen, eine Art Sprachrohr, gebraucht. Selbst die Bezeichnung „elektrische Telephonie" findet sich schon geraume Zeit vor Reis. Letzterer operirte mit seinem Apparate, wie heute unter Anwendung von vier Bunsenschen Elementen, und zwar mit demselben Instrumente, das heute zur Verwendung kam, im Jahre 1862 vor den Genossen des Hochstiftes im kleinen Saale des Saalbaues *), und auch damals war wesentlich ein anderes Ergebniß nicht zu erzielen als heute. Merkwürdig ist,

*) Das betreffende Instrument, das sich in den Sammlungen des Hochstiftes befindet, ist diesem von Reis geschenkt worden; es ist aber nicht der Original-Apparat, der in Friedrichsdorf im Garnier'schen Institute aufbewahrt wird.

daß man bisher noch bei allen mit dem Reis'schen Telephon angestellten Experimenten Eines übersehen hat, die merkwürdige Thatsache, daß Reis bereits, ohne daß er es wußte, in seinem Telephon das Mikrophon hergestellt hat. Er spricht stets davon, daß er sich eines intermittirenden Stromes bediene, d. h. eines Stromes, der zeitweilig unterbrochen und dann wiederhergestellt wird. Das ist aber nicht richtig, im Reis'schen Telephon kommt vielmehr der undulirende Strom, d. h. derjenige, der bald stärker bald schwächer wird, nie aber ganz aufhört, zur Verwendung.

Das Reis'sche Telephon gerieth mit der Zeit in Vergessenheit und erhielt sich nur als wissenschaftliches Curiosum in den Sammlungen, bis im Jahre 1876 auf der Weltausstellung in Philadelphia Professor Graham Bell mit seinem Telephon auftrat und die frühere deutsche Erfindung wieder in Erinnerung brachte. Bell gesteht zu, daß er von Reis ausgegangen ist. Wie dieser bediente er sich anfangs bei seinem Instrumente der Batterie und ging erst später zu der Anwendung von Inductionsströmen über. Siemens und Halske waren die ersten, welche den Hufeisenmagneten in der Construction des Telephons verwendeten. Ihr Instrument ist nur von einem einzigen übertroffen worden, dem Telephon des hiesigen Telegraphensekretärs Böttcher, das auch auf der Münchener Ausstellung alle anderen geschlagen hat.

Der Vortragende gab nun an einem vorhandenen Modelle eine ausführliche Erklärung dieses Apparates und ließ denselben in Wirksamkeit treten, wobei die Anwesenden von der erzielten Wirkung geradezu frappirt wurden. Der Redner schloß dann seine Ausführung mit den Worten:

Kurze Zeit nach Erfindung des Telephons wurde das Mikrophon erfunden, welches dem Telephone erst die Vollkommenheit gewährt, deren es bedarf, um sich in dem gewöhnlichen Leben als wirksam zu erweisen. Gerade für das Mikrophon war die Reis'sche Construction des Gebers fruchtbar; er hat fast ganz die alte Anwendung behalten, nur daß statt des Platincontaktes jetzt Kohlencontakt genommen wird. Daß

Reis sich dieser Tragweite seiner Erfindung nicht bewußt war, geht aus einem Briefe an Garnier in Friedrichsdorf aus dem letzten Jahre seines Lebens hervor, der übrigens in der schönsten Weise Zeugniß für seine Bescheidenheit ablegt. „Ich habe", schreibt er, „der Welt den Weg zu einer großen Erfindung gezeigt; andern muß ich es überlassen, denselben weiter zu schreiten".

Herr Lehrer Mertz aus Bockenheim knüpfte an den obigen Vortrag einige Mittheilungen über Reis und dessen Persönlichkeit. Redner arbeitete 1861—63 bei dem Mechanikus August Fritz in der Klostergasse als Lehrling und hatte dadurch vielfach Gelegenheit, persönlich mit Reis zu verkehren, der damals seiner Erfindung wegen oft von Friedrichsdorf nach Frankfurt herüberkam. Er ließ bei Fritz seine Apparate anfertigen, und Redner arbeitete selbst daran. Reis habe zwar große Hoffnungen auf seine Erfindung gesetzt und davon gesprochen, daß man dereinst gerade so wie die Schrift durch den Schreibtelegraphen durch einen entsprechenden Apparat die menschliche Stimme werde über das Meer senden können, sei sich aber dennoch bewußt gewesen, daß das mit seinem „Telephone" noch nicht möglich sei. Von der Uebertragung artikulirter Laute durch das Reis'sche Telephon sei niemals die Rede gewesen, was man gehört habe, seien musikalische Töne, beziehungsweise der Rhythmus und die Cadenz derselben gewesen.

Herr Bernhard Schmidt gibt Auskunft in ähnlichem Sinne. Er war eng mit Reis befreundet und stand namentlich in regem Verkehr mit demselben, als er sich mit dem erwähnten Klopftelegraphen beschäftigte. Das von ihm combinirte akustische Alphabet sei noch weit vollkommener ausgearbeitet worden, als der Vortragende angedeutet. Zu einer Uebertragung von Sprachlauten durch das Reis'sche Telephon sei es nicht gekommen.

Herr Scheidel erinnerte daran, daß von Seiten des Hochstiftes gleich beim Auftauchen des Bell'schen Telephons Schritte geschehen seien, um dem Erfinder Reis die Priorität

zu wahren. Er wünsche, daß der dem Hochstifte gehörige Reis'sche Apparat unter Glas und Rahmen zur Ansicht der Fremden ausgestellt werde.*)

Herr A. Geiger möchte constatirt wissen, daß der Mechaniker Albert die Reis'schen Apparate nur vertrieben habe, während die Herstellung derselben lediglich von dem Mechaniker August Fritz besorgt worden sei.

Herr Dr. Ludwig Holthof machte hierauf die Mittheilung, daß sich in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 bereits ein „Elektrische Telephonie" überschriebener und mit L unterzeichneter Artikel befinde, den er vorlas und den Anwesenden in mehreren Exemplaren zur Vorlage brachte. Aus diesem Artikel gehe hervor, daß damals bereits ein junger französischer Mechaniker Namens Bourseul einen „Telephon" genannten Apparat beschrieben habe, der nichts mehr und nichts minder sei als das Bell'sche Instrument in seiner ersten Gestalt. Es überrasche ordentlich, wenn man, das Bell'sche Telephon vor Augen, die im Jahre 1854 niedergeschriebenen Worte lese. Bourseul sei jedenfalls der geistige Vater der Telephon-Idee in dem heutigen Sinne. Ob man ihm den Namen des „Erfinders" beilegen könne, möge streitig sein, es hänge davon ab, welche Merkmale man in dem Begriffe des „Erfinders" eingeschlossen wissen wolle. Verstehe man darunter denjenigen, der zum ersten Male einen neuen Gegenstand klar und deutlich beschreibe, und zwar so, daß derselbe nach der Beschreibung hergestellt werden könne, dann sei Bourseul unzweifelhaft der Erfinder des modernen Telephons. Verlange man dagegen vom Erfinder, daß er selbst den Gegenstand in die Wirklichkeit des Lebens einführe, dann könne man dem französischen Mechaniker den Ruhm der Erfindung bestreiten. Immerhin müßte man ihn dann aber als den Ersten gelten lassen, der in klarer Erkenntniß der in Betracht kommenden physikalischen Gesetze die Theorie des heutigen Telephons aufgestellt habe. Bourseul sei

*) S. 29 ist bereits hervorgehoben worden, daß dieser Apparat zwar von Reis geschenkt, aber nicht dessen Original-Apparat ist.

in dieser Hinsicht 1854 bereits viel weiter gewesen, als Reis 1863, da er, ganz wie Professor Bell es ausgeführt, sowohl für den Geber- wie für den Empfänger-Apparat ein Membran vorgeschrieben habe. Leider sei über die Persönlichkeit Bourseul's so gut wie gar nichts zu ermitteln; man wisse nur, daß er sich 1848 als Soldat der algerischen Armee ausgezeichnet habe, 1854 in Paris, 1861 in Metz und 1877 Telegraphen-Unter-Inspektor in Auch gewesen sei. Wenn er selbst nicht zur Herstellung eines Apparates geschritten, so habe das unzweifelhaft nur an seiner Mittellosigkeit gelegen. Mangel an Energie könne man ihm nicht vorwerfen; er habe, unter ausdrücklicher Provocirung der Wissenschaft, der französischen Akademie Mittheilung von seiner Idee gemacht, diese sei aber, wie so oft, wenn die Wissenschaft provocirt worden, über den Erfinder und seine Erfinder-Idee zur Tagesordnung übergegangen.*)

Fasse man das Ergebniß der heutigen Sitzung zusammen, so komme man, im Gegensatze zu den Schlußfolgerungen, die der Engländer Thompson in seinem Buche über Reis, und zwar irriger Weise, gezogen, zu nachfolgenden Sätzen:

1) Das Reis'sche Telephon übermittelt nicht artikulirte Laute, sondern nur musikalische Töne, und kann in Folge seiner Construktion nichts Anderes thun.

2) Reis hat nie etwas Anderes von seinem Apparate behauptet und zur Uebermittelung von Worten — nicht etwa zum bloßen Anrufen — an demselben einen besonderen Klopftelegraphen angebracht.

3) Reis hat in der That zum ersten Male den Apparat hergestellt, den wir jetzt „Mikrophon" nennen, aber ohne sich

*) Ueber Bourseul und seine Erfindung hat seither Hauptmann F. Holthof in der „Didaskalia" vom 11. März 1884 nähere Mittheilung gemacht. Nach derselben sind von Bourseul praktische Versuche, und zwar günstige, angestellt worden. Bourseul selbst hat ausdrücklich hervorgehoben, daß durch seinen Apparat artikulirte Laute übermittelt werden sollen. Der Artikel in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 ist seinem wesentlichen Theile nach die Uebersetzung eines Original-Artikels der französischen Zeitschrift „Illustration" vom 26. August 1854.

der Tragweite seiner Erfindung bewußt zu sein (da er den undulirenden Strom consequent für einen intermittirenden hielt).

4) Von Edison wie Bell steht es fest, daß sie von dem Reis'schen Apparate ausgegangen sind. Es ist kaum anzunehmen, daß Bell keine Kenntniß der Bourseul'schen Ausführungen gehabt haben soll. Reis dagegen hat diese Kenntniß unzweifelhaft nicht gehabt, so auffallend es auch erscheint, daß ihm der sensationelle Artikel der „Didaskalia" vom 28. September 1854 entgangen ist.

5) Der französische Mechaniker Charles Bourseul ist jedenfalls der Erste gewesen, der in klarer und voller Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundlage die richtige Theorie des modernen, später von Bell und dann von Edison verwirklichten Telephons aufgestellt hat.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 24. Februar unter dem Vorsitze des Obmanns, Herrn Justizraths Dr. Berg, im Goethehause statt.

Bevor nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen zur Absolvirung der Tagesordnung geschritten wurde, erbat sich Herr Dr. Ludwig Holthof das Wort zu einigen Bemerkungen im Anschlusse an das verlesene Protokoll. Die letzte öffentliche Sitzung habe nach langer Zeit wieder einmal der Presse Gelegenheit gegeben, sich in angelegentlicher Weise mit dem Freien Deutschen Hochstifte als einer wissenschaftlichen Anstalt zu beschäftigen. U. a. habe die „Tägliche Rundschau" eine seither von einer Reihe von Blättern reproducirte Mittheilung des derzeitigen Leiters der Garnier'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Friedrichsdorf, Herrn F. Bangert, gebracht, welche zwischen seinen (des Redners) fünf Thesen und den Behauptungen Thompson's zu vermitteln suche. Herr Bangert sei der Ansicht und erkläre, daß das Reis'sche Telephon allerdings im Stande gewesen sei, die menschliche Sprache auf weite Ent-

fernungen zu übertragen, doch sei die Wiedergabe undeutlich, von einem schwirrenden Geräusche begleitet und daher nur einem geübten Ohre verständlich gewesen. Als Beweis führe Herr Bangert die Mittheilung des Musiklehrers Peters an, nach welcher Reis durch seinen Apparat nicht etwa nur leicht verständliche oder combinirbare, sondern ganz sinnlose Sätze, z. B. „Die Sonne ist von Kupfer", oder „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat" vernommen habe. Somit werde die alte, von Reis selbst schon widerlegte Legende erneuert. Daß der Reis'sche Apparat, auch wenn man ihn weit empfindlicher construire, als es dem Erfinder möglich gewesen, keine artikulirten Laute übermitteln könne, sei in der letzten Sitzung bis zur Evidenz durch die wissenschaftlichen Darlegungen, die angestellten Versuche und die Aussagen geradezu klassischer Zeugen dargethan worden. Was das Verständniß der angeführten Sätze anlange, so könne es nur das Resultat einer Selbsttäuschung gewesen sein. Wie gründlich Reis, der doch eigentlich der Einzige gewesen sei, der das von Herrn Bangert supponirte „geübte Ohr" besessen, von seiner Selbsttäuschung zurückgekommen, gehe einestheils aus seinem Berichte an den Physikalischen Verein vom Jahre 1861 und andrerseits noch weit deutlicher aus seiner Erklärung in dem Prospekte des Mechanikers Albert vom Jahre 1863 hervor. Letzteres Dokument schließe ein für allemal die Akten über die Streitfrage, ob es je möglich gewesen sei, durch das Reis'sche Telephon das gesprochene Wort, oder richtiger, den artikulirten Sprachlaut zu übertragen. — Von anderer Seite sei geltend gemacht worden, man könne Bourseul nicht wohl als den ursprünglichen Erfinder des Telephons betrachten, denn thue man das, so müsse man folgerichtig auch die alten Römer als die Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnen wegen der Stempel, die sie ihren Ziegelarbeiten aufzudrücken verstanden hätten. Demgegenüber sei zu bemerken, daß mit Bourseul die Sache doch wesentlich anders liege. Hätten die Römer das gethan, was von diesem erwiesen sei, d. h. hätten sie gesagt: „Ebenso wie wir Buchstaben auf weichen Thon eindrücken, wird es möglich sein, Schriftzeichen auf Pergament oder Papier zu

übertragen, wenn man die betreffenden Aenderungen des Verfahrens vornimmt", dann müßten sie in der That als die Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen werden. Das, was den Namen Bourseuls für alle Zeiten zu einem denkwürdigen macht, ist die Thatsache, daß der Träger desselben genaue und bestimmte Anweisung zur Anfertigung eines Instrumentes gab, das zwanzig Jahre später von einem andern in derselben Weise hergestellt wurde, und daß er seine Anleitung gab in der klaren Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundsätze, auf welche die Construction und die Wirksamkeit des modernen Telephons sich stützt.

Der Redner ging hierauf zu dem angekündigten Vortrage über, dessen Thema lautete: „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthume. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 14. Februar 1884)."

In seiner Einleitung suchte der Vortragende die Idee der Humanität zu entwickeln, die sich mit der des Sittengesetzes decke. Schon das Alterthum habe den Idealbegriff der Menschheit gehabt und denselben nicht nur in den westlichen Ländern sondern, wie u. a. die Bewegung des Buddhismus es darthue, auch im Oriente zu vollkommener Klarheit, ja man dürfe sagen, zu staunenswerther Erhabenheit entwickelt. Wenn er es unternehmen wolle, dies speciell für das Gebiet des sogenannten klassischen Alterthums zu beweisen, so leite ihn ein doppelter Zweck: einmal wünsche er dem Tage, der voraussichtlich zum letzten Male die Genossen in der altgewohnten Weise zusammenführe, den Stempel einer besonderen Weihe aufzudrücken, dann aber sei es ihm darum zu thun, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der geistvoller und schöner als irgend ein anderer den zum Gegenstand des Vortrags gewählten Stoff behandelt habe, Konrad Schwenck's, des leider fast verschollenen und doch für Frankfurt unvergeßlichen hochverdienten Gelehrten. Freundeshand habe ihn in den Besitz einer nachgelassenen Handschrift dieses Mannes gesetzt, von der sich sagen lasse, sie sei mit dem Herzblute eines der Edelsten und Besten geschrieben, die je im Dienst des Humanitäts-Gedankens gewirkt.

Das Werk, an welches der Verfasser die letzte Hand nicht

mehr habe legen können, lasse ein langsames und allmähliches Entstehen erkennen; man gehe wohl nicht fehl, wenn man annehme, sein Urheber habe das volle letzte Drittel seiner Lebenszeit auf die Abfassung desselben verwendet. Es sei eine beredte Vertheidigung der tiefsittlichen Lebensanschauung des klassischen Alterthums, eine Vertheidigung, geführt mit einer Bündigkeit und Schärfe, wie noch selten eine, denn der Verfasser gönne sich selbst nur das Wort in einer kurzen, leider unvollendet gebliebenen Einleitung und in aphoristischen Bemerkungen zu einer Reihe in klassisches Deutsch übertragener Stellen aus griechischen und lateinischen Klassikern, so direct die Geister beschwörend, gegen die sich in der verhängnißvollen Nachblüte der Romantik ein heftiger Kampf zu entspinnen gedroht habe. Auf diese Weise sei, gewissermaßen polemisch begonnen, das Werk weit über die ihm ursprünglich gesetzten Grenzen hinaus gewachsen, sich zu einem Denkmal gestaltend, wie es ehrenvoller einer in ihrer sittlichen Grundlage heute noch vielfach verkannten Zeit nicht gewidmet werden könne.

Schwenck habe das von ihm seinem Inhalte nach als abgeschlossen betrachtete Werk „Heidnische Humanität und deren Sittlichkeit“ überschrieben. In der Einleitung verbreite er sich kurz über die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen er ausgehe, und über die Schriftsteller, denen er seine, so wie sie uns vorliegen, sorgfältig nach Kategorien geordneten Anführungen entnehme. Ein Theil der Autoren gehört zu den minder bekannten Philosophen der römischen Kaiserzeit, deren Schriften darum besonders werthvoll sind, weil sie uns die philosophischen Systeme, die sie vertreten, abgeschlossen in ihrer ganzen Entwickelung zeigen. In dieser Abgeschlossenheit läßt sich aber erst der Werth, die sittliche Bedeutung der Philosophie des Alterthums erkennen. Mit Recht nennt Schwenck die Vertreter derselben wahre Bußprediger, deren Vorträge oft mehr christlichen Predigten sich nähern als weltlichen Vorträgen. Am meisten sind in dieser Hinsicht verkannt worden die Cyniker, die der Welt entsagenden, aus freiwilliger Selbstaufopferung dem Bußpredigerberufe sich widmenden Weisen. Auch die Stoiker

verstehen unter ihrem „Weisen" nicht etwa einen unendlich Vieles Wissenden, sondern einen durch Vernunftideen und die im Sittlichen geübte Willenskraft veredelten Menschen, und sie gestehen, daß das ein Ideal sei, dem auch der edelste sich nur angenähert habe. Wenn die Lehre der Stoiker nicht frei von Heuchelei blieb und als einseitig Gelegenheit zum Spotte gab, ist es ihr nicht anders ergangen wie der christlichen. Die Lehre muß darum nicht schlecht sein, weil sie mißbraucht wird. Epikur gebietet Tugend, damit der Mensch die höchste Lust erlange, die Stoa befiehlt, sie ihrer selbst wegen zu üben, gibt ihr aber die Lust zur unausbleiblichen Gefährtin. Die geoffenbarten Religionen befehlen ebenfalls die Tugend, damit der Mensch nach seinem Tode selig werde, d. h. die höchste Lust erlange. In diesem Tugendbedürfnisse bewährt sich überall die bessere menschliche Natur.

Geradezu problematisch muß uns der Werth aller geoffenbarten Religionen erscheinen, wenn wir uns den Gottesbegriff vergegenwärtigen, wie er uns aus den Zeugnissen antiker Schriftsteller entgegentritt. Wo bleiben unsere landläufigen Vorstellungen vom Polytheismus, wenn wir diesen Begriff im „heidnischen" Alterthume auf einer sittlichen Grundlage construirt sehen, die geradezu unser Staunen wachrufen muß! „Gott — so sagt Plato (Gesetze IV) — wie die alte Rede sagt, hält Anfang und Ende und Mitte alles Seienden und vollendet naturgemäß wandelnd seinen geraden Weg, und immer folgt das Recht ihm nach." Klingt es nicht wie eine bloße Paraphrase, wenn es in der Offenbarung Johannis heißt: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige"?

Cicero (Traum Scipio's) spricht von dem obersten Gott, der diese ganze Welt beherrscht. — Der Gott, dessen Stempel alles ist, was wir erblicken.

Seneca (Wohlthun IV. 7): Du sagst, die Natur gewährt mir dieses. Bemerkst Du nicht, daß, indem Du so sprichst, Du nur Gottes Namen änderst? Denn was ist die Natur anders als Gott, als die göttliche Vernunft, durch das Weltall und

seine einzelne Theile ergossen? Du darfst, so oft Du willst, diesen Urheber unserer Schöpfung anders nennen; Du wirst ihn mit Fug den besten und größten Jupiter heißen, den Donnerer u. s. w. — und nennst Du ihn Schicksal, so wirst Du nicht irren, denn da das Schicksal nichts anderes ist, als die verschlungene Reihe der Ursachen, so ist er die erste Ursache unter allen, von welchen die übrigen abhängen. Du wirst mit Recht ihm jeglichen Namen geben, der nur irgend eine Kraft und Wirkung himmlischer Dinge bezeichnet.

(Briefe 65): Wir suchen die erste und allgemeine Ursache. Diese muß einfach sein, denn auch die Materie ist einfach. Wir fragen also, was die Ursache sei? Die wirkende Vernunft, d. i. Gott. — Alles nämlich besteht aus der Materie und aus Gott, Gott beherrscht die sichtbaren Dinge, welche um ihn her ergossen, ihrem Lenker und Führer folgen. Was aber wirkt, Gott also, ist mächtiger als die Materie, die Gottes Einwirkung erfährt.

(Natur=Untersuchungen I): Unser besserer Theil ist der Geist, in ihm ist nichts als Geist, er ist ganz Vernunft. (II, 45): Die etruskischen Erfinder der Lehre von den Vorbedeutungen durch den Blitz haben auch nicht geglaubt, daß der Jupiter, wie wir in dem Capitolium und den übrigen Tempeln ihn verehren, mit seiner Hand die Blitze sende, sondern sie denken sich dabei den nämlichen Jupiter wie wir; den Bewahrer und Lenker des Weltganzen, der nur Geist ist und Lebenshauch, den Herrn und Meister dieses irdischen Werkes, für den jeder Name sich schickt. Willst Du ihn Schicksal nennen? Du wirst nicht irren. Er ist es, von dem Alles abhängt, die Ursache der Ursachen. Willst Du ihn Vorsehung heißen? Du wirst ihn recht benennen. Er ist es ja, durch dessen Rath für diese Welt gesorgt wird, daß sie unverworren ihren Gang gehe und ihre Wirksamkeit entfalte. Willst Du ihn Natur heißen? Du wirst nicht fehlen, denn er ist es, aus dem Alles geworden ist, durch dessen Hauch wir leben. Willst Du ihn Welt benennen? Du täuschest Dich nicht; er selbst ist ja das Ganze, das wir sehen, und ganz in dessen Theile ergossen, und durch eigene Kraft sich erhaltend.

Mehr vielleicht noch als diese Aussprüche, die uns trotz

der manchmal durchschimmernden pantheistischen Idee, wie sie sich namentlich bei den Stoikern findet, den Beweis erbringen, daß die christliche Gottesidee nicht nur auf den Vorstellungen des späteren Judenthums fußt, würden uns Stellen frappiren, die von Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, von seiner Allmacht, Gerechtigkeit, Liebe und Güte reden. Neben diesen freilich, die, wir möchten sagen, einen christlichen Charakter vor und neben dem Christenthum athmen, finden wir andere, die wir direct mit dem Namen modern-heidnischer belegen möchten.

So heißt es bei Euripides (Bellerophon):

> Sagt einer, Götter sei'n fürwahr im Himmel dort?
> Nein, nein, mit Nichten! wenn ein Mensch es aber sagt,
> Gebrauch' er nicht das alte Märchen als ein Thor.

Derselbe (Melanippe):

> Zeus, wer es sei, denn außer Hörensagen weiß ich
> Nichts von ihm.

Sextus Empiricus (IX. 65) führt 43 Verse des Kritias, eines der 30 Tyrannen von Athen an, worin ausgeführt wird, daß eine im Himmel waltende Gottheit von denen erfunden worden sei, die eine solche zur Entwilderung des menschlichen Geschlechtes für nöthig erachtet hätten.

Neben solcher Leugnung der Gottheit findet sich auch ganz im Sinne der modernen Naturphilosophen die Ansicht ausgesprochen, der menschliche Geist sei Gott. Euripides läßt Hekuba in den Troerinnen sagen:

> Wer Du auch sein magst, der sich nicht begreifen läßt,
> Zeus, ob Du seist Naturgesetz, ob Menschengeist.

Aehnlich, aber nicht so scharf ausgesprochen heißt es bei Menander:

> Der Geist ja ist in jeglichen von uns Menschen Gott.

Marc-Aurel (VII. 9):

> Es ist nur eine Welt, aus allem Seienden gebildet, nur ein Gott in allem, nur ein Weltstoff.

Fast der gleiche an die moderne und modernste Zeit erinnernde Zwiespalt zieht sich durch die Stellen, die von der Fortdauer nach dem Leben handeln.

Gläubig fromm heißt es bei Sophokles, Antigone:

. . . . Denn viel länger muß
Genehm ich denen drunten sein, als denen hier,
Denn dort ja werd' ich ewig sein.

Plato (Gesetze XII.): Man soll dem Gesetzgeber glauben, wenn er sagt, die Seele sei ganz und gar verschieden von dem Leibe; sie allein sei es, welche im Leben jeden von uns zu dem macht, was er ist; der Leib aber folge uns nach, einem Abbilde zu vergleichen — und was in uns wahrhaft unsterblich ist, das heiße Seele und gehe dereinst zu andern Göttern hinüber, um Rechenschaft zu geben — eine ermuthigende für den Guten, eine furchtbare für den Bösen, für welchen keine große Hilfe mehr sei, wenn er abgeschieden ist. Es hätten deshalb alle seine Angehörigen im Leben ihm helfen sollen, damit er möglichst heilig und gerecht gelebt hätte, und damit er im Tode, im Leben nach dem jetzigen, verschont geblieben wäre von furchtbarer Vergeltung.

Cicero (Tusculanische Untersuchungen 27. 66): Der Ursprung der Seele kann auf Erden nicht gefunden werden, denn es ist nichts Gemischtes und Zusammengesetztes in ihr, noch was aus Erde hätte geboren und gebildet werden können, auch nichts Feuchtes, Wehendes oder Feuriges (also nichts von den vier Elementen enthaltend, welche fast noch bis auf unsere Zeit für die Grundstoffe der Körperwelt galten). In all diesen Stoffen ist nichts, was eine Kraft der Erinnerung, des Geistes, des Gedankens enthielte, was das Vergangene bewahrte, das Zukünftige voraussähe, die Gegenwart umfassen könnte, welches allein nur das Göttliche vermag. Auch wird man nie finden können, von wannen dieses zu dem Menschen habe gelangen können, außer nur von Gott. Die Natur und das Wesen der Seele ist demnach ganz einziger Art und von den niedrigen und bekannten Naturen verschieden. Was also auch sein mag, was empfindet, erkennt, lebt und seine Kraft fühlt, es ist himmlisch und göttlich, und deswegen nothwendig auch ewig.

Vollständig pantheistisch im Sinne der modernen Naturanschauung dagegen äußert sich Epiktet (III, 24. 93): Dieses ist

der Tod: ein größerer Uebergang, nicht aus dem jetzt Seienden in das nicht Seiende, sondern in das jetzt nicht Seiende. So werde ich also ferner nicht sein? Du wirst, was Du jetzt bist, nicht sein, sondern irgend ein Anderes, dessen die Welt (das Ganze) alsdann bedürfen wird.

Noch schärfer in einem anderen Ausspruche (IV. 7. 15): Was sagst Du, sterben? Sage doch, was es wirklich ist. Es ist die Zeit gekommen, daß der Stoff (unseres Leibes) in das, woraus er zusammengesetzt ist, wieder aufgelöst werde. Und warum ist das furchtbar? Wird denn irgend etwas von dem, was in der Welt ist, untergehen?

Frivoler spricht sich Kallimachus in seiner Grabschrift auf den Charidas (Epigramme 14) aus:

Jenseits, Charidas, sage, wie ist es? Nacht ist es. Die Rückkehr?
  Lügen. Und Pluton der Gott? Fabel, wir wurden zu Nichts.
Dieses vermeld' ich als wahren Bericht euch.

Ein Epigramm (Anthologie X. 118):

Wie doch ward ich, woher, weshalb doch kam ich und scheid' ich?
  Wie wird solches mir kund, der ich es nimmer begriff?
Ward, nichts seiend, und werd' hinwiederum, was ich gewesen.
  Denn nichts weiter als nichts ist ja das Menschengeschlecht.
Aber wohlan! reich her mir des Weins lustspendenden Becher,
  Denn der ist für das Linderungsmittel allein.

Anthologie, Grabschrift (Anhang 280):

Einst war ich, ich ward, war, bin jetzt nicht, in der Zukunft
Nicht, so ists, und es lügt, wer Dir ein Anderes sagt.

Nichts ist den ethischen Anschauungen der antiken Welt zu schwererem Vorwurfe gemacht worden als die Sklaverei (die übrigens durch das Christenthum nicht aus der Welt geschafft wurde). Allein selbst auf diesem Gebiet waren die inhumanen Ansichten nicht so vorherrschend, wie wir gemeinhin nach den nur fragmentarischen Einblicken, die wir selbst auf sogenannten gelehrten Schulen in das Wesen der Antike werfen, annehmen. Das Institut der Sklaverei beruhte nicht auf einem ethischen, sondern auf einem wirthschaftlichen Irrthume der antiken Welt, und dieser Irrthum hat sich durch die Geschichte der

Menschheit fortgeschleppt bis weit über die Zeit hinaus, da die antike Weltanschauung noch irgend einen Einfluß auszuüben vermochte. Das sittliche Verhältniß des Herrn zum Sklaven ist von edleren Geistern des Alterthums nie unterschätzt worden.

Obgleich — so heißt es bei Seneca (Von der Milde I. 18) — obgleich gegen die Sklaven alles erlaubt ist, so ist doch etwas, was das allgemeine Recht aller lebenden Wesen gegen den Menschen nicht erlaubt sein läßt, weil sie von der nämlichen Natur sind wie wir.

(Vom glücklichen Leben 24): Die Natur heißt uns den Menschen nützlich sein, seien sie Freie oder Sklaven, Freigeborene oder Freigelassene. — — Was liegt daran? Wo ein Mensch ist, da ist Veranlassung, ihm wohlzuthun.

(Vom Wohlthun I. III. 20): Man irret, wenn man glaubt, die Sklaverei durchdringe den ganzen Menschen; der bessere Theil desselben ist davon frei. Die Leiber sind ihr unterworfen und den Herren überantwortet, der Geist gehört sich selbst an.

(Briefe 47): Sie sind Sklaven? Nein, Menschen. Sie sind Sklaven? Nein, Zeitgenossen. Sie sind Sklaven? Nein, niedrige Freunde. Sie sind Sklaven? Nein, Nebensklaven, wenn Du bedenkst, daß das Glück gegen beide Theile gleiche Macht hat.

Radikaler noch spricht sich Epiktet (I. 13. 4) aus: Willst Du bedenken, wer Du bist, und über wen Du herrschest? nämlich über Anverwandte, über Brüder, über Abkömmlinge Gottes. (Fragmente 34): Bedenke, daß Du nichtarbeitend von Arbeitenden, essend von Nicht-essenden, trinkend von Nicht-trinkenden, redend von Schweigenden, unbekümmert von Höchst-aufmerksamen bedient wirst. (Und dieser Anblick eines dem deinigen so tief untergeordneten Geschickes möge Dich milder stimmen.)

Daher auch die Vorschriften bei Seneca (Briefe 47): Mit dem Sklaven lebe huldvoll, ja selbst freundlich scherzhaft; laß ihn zu Deinen Gesprächen zu, zu Deinen Berathungen und zu Deinem Tische.

Dem entsprechend die Maxime: Was immer über das Maaß der Sklavenpflicht hinausgeht, was nicht aus schuldigem Gehorsam, sondern aus freier Gesinnung geleistet wird, das ist

zum Dank verpflichtende Wohlthat, wofern es anders von der Art ist, daß wenn irgend ein Anderer es geleistet hätte, es so hätte heißen können.

Zu schöner und freier Menschlichkeit erheben die sittlichen Anschauungen der Antike sich überall da, wo einfache menschliche Verhältnisse, Haus, Ehe, Eltern und Kinder, Alter und Jugend, in Betracht kommen. Schon Homer (Odyssee VI. 182) singt:

— Denn nichts Schöneres gibt's als das, und Besseres gibt's nicht,
Als wenn eintrachtsvoll in Gesinnungen führen den Haushalt
Mann und Weib.

Galanter — und ungalanter drückte sich Hesiod (Werke und Tage 700) aus:

Denn nichts Besseres erwirbt auf Erden irgend ein Mann sich
Als ein treffliches Weib, doch Aergeres nicht als ein schlechtes.

(Jesus Sirach 26. 18: Ein wohlerzogenes Weib ist nicht zu bezahlen. 25. 30. Ein böses Weib macht ein betrübtes Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Sprüche, Cap. 14. 1: Durch weise Weiber wird das Haus erbaut, eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun u. a. m.) Cicero (Grenzen des Guten und Bösen III 20. 18) hält es für die Pflicht des Weisen — damit er naturgemäß lebe — eine Gattin mit sich zu vereinigen und Kinder mit ihr zu erzeugen. Selbst eine reine Liebe sei nach den Meistern der stoischen Schule nicht ungeziemend. (Paulus im Brief an die Corinther, meint Schwenck, empfiehlt zwar das Unverheirathet bleiben, muß jedoch das Heirathen als nothwendig zugestehen, was er gerade nicht mit feinen Worten thut.)

Die Elternliebe verherrlicht Homer (Odyssee 9. 34—36):

Gibt's doch Süßeres nicht als die Heimath oder die Eltern
Irgend, und wenn auch einer Haus voll reichen Besitzthums
Draus in der Fremde, getrennt von den Eltern bewohnte.

Pindar (Isthm. 1. 5):

Was Theureres gibts für die Guten, als die ehrwürdigen Eltern?

Sophokles (Fragm. XIX):

Da wo die Eltern unterthan den Kindern sind,
Da ist fürwahr mit Nichten eine kluge Stadt.

Euripides (Fragm. 241):

Wer alle Zeit die Eltern ehrt mit frommem Sinn,
Der ist im Leben und im Tod den Göttern lieb.

Menander:

Wer seinen eigenen Vater schmäht mit verruchtem Wort,
Hat gegen das Göttliche selber Lästerung erdacht.
— Die Eltern ehrend, hoffe daß Dir's wohl ergeht.
— Verehre Gott und Eltern, ihn zuerst, dann sie.
— Dem, der die Eltern pflegt, ergeht es wohl.

Sophokles (Elektra):

Ein mächtig Ding ist's, Mutter sein, und geht es ihr
Auch schlimm durch ihre Kinder, haßt sie doch sie nicht.

Strenge dachte das Alterthum von den Pflichten des Alters gegen die Jugend. Den Kindern — heißt es bei Platon (Gesetze 5) — soll man nicht vieles Gold hinterlassen, sondern viel sittliche Scham und Scheu. — Diese erlangen aber die Leute nicht durch die jetzt üblichen Ermahnungen. — Ein verständiger Gesetzgeber würde eher die alten Leute ermahnen vor der Jugend Scheu zu hegen und vor allem sich zu hüten, daß nie einer der Jungen sehe, wie er selbst etwas Schändliches thut oder sagt; denn, wo die Alten schamlos sind, da müssen die Jungen durchaus höchst unverschämt sein.

Ueber die Frauen äußert Seneca sich in ganz modern-verbindlicher Weise in einem Briefe an Marcia: Wer mag sagen, die Natur sei gegen den Geist der Frauen karg gewesen und habe ihre Tugenden beschränkt? Sie besitzen, glaube mir, dieselbe Kraft, dieselbe Fähigkeit, wenn sie nur wolleu, für das sittlich Schöne, sie ertragen, wenn sie darin sich üben, Anstrengung und Schmerz. — Nicht selten, bemerkt Schwenck zu dieser Stelle, vernimmt man, nur das Christenthum lasse dem weiblichem Geschlechte sein Recht widerfahren, doch lauten diese Worte Seneca's um ein gutes Theil besser, als die des Paulus im Römerbrief. Auch Petrus erklärt die Weiber für die schwächsten Werkzeuge, die dem Mann unterthan sein müssen.

Schön sagt Sophokles (Fragm. XXIV):

Welch Haus der Menschen wurde jemals vollbeglückt,
Und prangte stolz, worin ein gutes Weib gefehlt?

Menander:

> Es ist das Weib des Hauses Unheil oder Heil.
> Ein rechter Segen ist ein tugendsames Weib.

Weit weniger galant klingt eine andere Stelle bei Sophokles (Epigonen 2):

> Fürwahr, es gibt nichts Schlimmeres als das Weib, und wird
> Es nimmer geben, welches Leid auch kommen mag.

In unschöner Steigerung behauptet gar Pallades, jegliches Weib sei Galle, zweimal im Leben sei sie leidlich, einmal am Hochzeitstag — „einmal im Tode sodann".

Ueber die Frauen gibt es so viele bitterste Aussprüche, daß sie sich kaum zusammenstellen lassen. Als besonderer Weiberhasser galt im Alterthum Euripides. Allein auch er behauptet im 3. Bruchstück des Pentesilaos, daß es Thorheit sei, sie allzumal zu beschimpfen, da die eine gut, die andere schlecht sei.

Als eine Tugend, die fast nur ihm zukommt, darf das Alterthum die Gastlichkeit betrachten, die die Person des Fremdlings als eine geheiligte erscheinen ließ.

> Gleich dem Bruder betrachtet den Gast und bittenden Fremdling
> Jeglicher Mann, der auch nur ein wenig Gefühl in der Brust hat,

singt Homer (Odyssee VIII. 546). Ebenso IX. 270:

> Zeus ist aber ein Rächer des Gastes und bittenden Fremdlings,
> Der als Schützer der Gäst' ehrwürdige Gäste geleitet.

Bedenket — mahnt Plato (Gesetze V) — daß an die Fremdlinge die heiligsten Verträge uns binden. — Der Fremdling, der Genossen und Verwandten beraubt, ist Göttern und Menschen um so mehr des Mitleids werth. — Darum bemühe sich jeder, dem auch nur einige Bedachtsamkeit innewohnt, daß er seinem Ende zuwandle, ohne auch nur das mindeste gesündigt zu haben in seinem Leben.

Mit dieser schönsten Seite der ethischen Anschauungsweise der vorchristlichen Zeit — so schloß der Redner seine Ausführungen — berühren wir auch den wundesten Punkt derselben. Der Fremdling galt der sittlichen Anschauung des Alterthums als heilig, weil er schutz- und rechtlos war; wie im Lateinischen

das Wort hostis einst ebensowohl den Landesfeind wie den Fremdling bezeichnete, war der griechische βαρβαρος der von der nationalen Cultur und damit von dem Rechtsschutze Ausgeschlossene. Wie die treffliche Arbeit Schwenck's, von der ich Ihnen in meinen Ausführungen nur einen schwachen Begriff beibringen konnte, uns mit überzeugender Klarheit darthut, hat das Christenthum kaum eine Tugend aufzuweisen, für welche das heidnische Alterthum nicht ein glänzendes, ja wir dürfen sagen: ein glänzenderes Vorbild aufstellt — und doch hat es in einem Punkte die Idee der Humanität zu einer Entwicklung gebracht, die ihr früher fremd war. Hat es die Sklaverei nicht zu Falle gebracht, und war es seinem Wesen nach nicht im Stande dieses zu thun, so hat es der Menschheit doch einen gleich großen Dienst geleistet, einen Dienst, der es den Idealen der Menschheit erst gestattete, in ihrer wirklichen Bedeutung hervorzutreten. Es hat die Schranken der Nationalität niedergeworfen und zum ersten Male den Gedanken des Weltbürgerthums ausgesprochen; es ist die erste Weltanschauung, die ihren Sendboten die Weisung ertheilte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", eine Weisung von einer revolutionären Kraft und Bedeutung, wie sie die Welt bis dahin nicht gekannt. Nur diese Weisung verstrickte das Christenthum in den Kampf mit dem nationalen römischen Weltstaate, und nur dieser Kampf hat ihm zum Siege und zur Eroberung der civilisirten Welt verholfen. Mit dem siegreichen Durchbrechen des Christenthums ist daher für die Gesittung der Menschheit in der That eine neue Aera eingetreten, ein Markstein zwischen heidnischer und christlicher Zeit gesetzt worden. Jetzt erst ist es möglich geworden, eine sittliche Norm aufzustellen, bindend und zugleich befreiend für alles, was Menschenantlitz trägt, eine Norm, die einzig und allein es ermöglichen wird, daß dereinst „rings der Mensch die Bruderhand — dem Menschen reicht — trotz alledem!"

Nach Beendigung des Vortrages nahm der vorsitzende Obmann, Herr Justizrath Dr. Berg das Wort, um als ehemaliger Schüler Schwencks in warmer und herzlicher Weise dem Ge-

fühle der Verehrung Ausdruck zu verleihen, wie es bei allen denen fortlebe, welche irgendwie in näherer Beziehung zu dem trefflichen Gelehrten und Jugendbildner gestanden. Seiner Aufforderung entsprechend bezeugten sodann die Versammelten durch Erheben von den Sitzen ihre Hochachtung vor dem Andenken Konrad Schwencks.

III. Vorträge und Vorlesungen.

1. Die Kunst des Islam.

Den ersten der von dem vorbereitenden akademischen Ausschuß beschlossenen, von der Hochstifts-Verwaltung genehmigten und im Laufe des Winters 1883/84 in Goethe's Vaterhause abzuhaltenden wissenschaftlichen Vorträge übernahm Herr Hofrath Professor Dr. G. Schaefer aus Darmstadt, welcher am 25. November 1883 über die Kunst des Islam sprach. An den Wänden des Saales waren nahezu einhundert graphische, photographische und polychrome Abbildungen als Illustrationen des Thema's ausgestellt, vorzugsweise aus dem Gebiet der Architektur, der Flächendecoration und der Textilornamentik.

Herr Justizrath Dr. Berg begrüßte als Obmann durch eine herzliche Ansprache die Versammlung, worauf er Herrn Dr. Schaefer aufforderte, das Wort zu ergreifen. Derselbe leitete seinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenossen! Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, in welcher die Blicke der ganzen Welt auf den Orient und die dort gährenden endlosen Wirrsale gerichtet sind, aus denen, allen diplomatischen Congressen und Conferenzen zum Trotz, der zündende Funke jeden Augenblick wie aus einer mit Elektricität gespannten Wolke niederfahren und der erbittertste Kampf auf's neue in hellen Flammen auflodern kann, wie jetzt wieder in Serbien und im ägyptischen Sudan, dürfte es wohl nicht unangenehm sein, die geehrte Hochstifts-Versammlung über einen Gegenstand zu unterhalten, der gleichfalls im Orient seine Wurzel hat, mit dem wesentlichen Unterschied jedoch, daß dieser

Gegenstand nicht kriegerischer, zerstörender Art ist, sondern friedlicher, weil künstlerischer Natur. Sein völkergeschichtlicher und politischer Hintergrund allein öffnet Ausblicke auf Ereignisse voll Kampf und Blut. Denn was bei den Bewohnern der arabischen Wüste nach ihrem Ueberschreiten der heimathlichen Grenzen den Anstoß gegeben zu einem selbstständigen künstlerischen Schaffen, worin Eigenes und Fremdes wechselseitig sich durchdrang, das war kein friedliches Verhältniß zu den Nachbarländern, sondern gewaltthätige Eroberung.

Nach diesen einleitenden Worten gab der Redner zunächst eine geschichtliche Uebersicht des Erscheinens der Araber auf dem Schauplatz der Geschichte, indem er an das Auftreten des Propheten Muhammed anknüpfte, welcher die Herrschaft seiner Lehre durch das Schwert gepredigt und die Vollbringung der Domination des Islam seinen Anhängern als Gebot hinterlassen hatte, worauf schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Grenzen des Araberreiches vom lybischen Wüstensaum östlich bis zum Kaukasus, Indus und Ganges, westlich bis an die Pyrenäen und den atlantischen Ocean reichten.

Was diesen unerhörten Erfolg erklärt, liegt nicht zum mindesten in dem Gesetz der gleichen Religion und Sitte, welches alle Bekenner des Islam umschlingt, ein Verhältniß, welches bis zur Stunde seinen gewaltigen Einfluß nicht verloren hat, und das allemal in den Tagen der Gefahr in dem geflügelten Ruf nach der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten einen wirkungsvollen symbolischen Ausdruck findet, um die muhammedanischen Völker aller Zungen zu einer wahrhaft fanatischen Begeisterung für die Erhaltung ihrer gemeinsamen Interessen zu entflammen. In dieser Gemeinsamkeit von Religion und Sitte behaupteten sich die Araber längere Zeit als herrschendes Volk, und ihre Sprache wurde unter dem Einfluß des in ihrem Idiom geschriebenen Koran zum Träger einer überraschenden Geistesbildung, besonders von dem Zeitpunkt an, wo das bisherige Nomadenvolk in denjenigen Ländern seßhaft wurde, die schon seit Jahrtausenden Stätten höherer Kultur waren. Diese Geistesbildung gedieh zu hoher Blüthe u. a. in der Philosophie

(der Redner erinnert an die Gelehrtenschule der lauteren Brüder der Bassora und ihre fünfzig Tractate), in der Mathematik (deren Zahlencharaktere wir den Arabern verdanken), ferner in Poesie, Astronomie, Naturwissenschaft und Landwirthschaftslehre.

In diesem Zusammenhange gelangte nun der Vortragende zum Kern seines Thema's, zur bildenden Kunst der Araber oder des Islam, auch Moslem-Kunst genannt, welche damit begann, daß die erobernden Söhne der Wüste in den ihnen unterworfenen Ländergebieten den bereits vorhandenen künstlerischen Thatbestand, vornehmlich die Kunst der Byzantiner in ähnlicher Weise sich zu eigen machten, wie dies im Laufe der Geschichte bei anderen urwüchsigen Völkerschaften, z. B. bei den Germanenstämmen geschah, als dieselben in das sinkende Römerreich einbrachen und nach ihrer Seßhaftmachung die primitiven Ansätze eigener Kunst durch die Aneignung fremder Elemente läuterten und steigerten.

Wenn der Moslem in diesem Prozeß die Architektur in Verbindung mit der Polychromie in den Vordergrund rückte mit fast gänzlichem Ausschluß der Plastik und der höheren Figurenmalerei, so findet auch dieses Verhältniß in der islamischen Satzung seine Erklärung, wonach, wie der Koran ausdrücklich betont, weder Mensch noch Thier in bildliche Form gebracht werden durften, ein Gebot, welches strenge beobachtet wurde und nur durch einzelne Ausnahmen bei den Schiiten in Persien und Spanien (Löwenbrunnen der Alhambra) hintangesetzt blieb.

Die Hauptaufgabe der arabischen Architektur war anfänglich auf den Moscheenbau gerichtet, welcher unter dem Gesichtspunkt des Hallenbaues wie des Kuppelbaues eingehend erklärt, und wobei in letzterem Betracht dem Decorativsystem des Stalaktitengewölbes, einerseits in seiner geringen tektonischen, anderseits in seiner prachtvollen polychromen Bedeutung, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

In ähnlicher Weise wurden die Bogen- u. Säulenformen mit Unterstützung lehrreicher Abbildungen (Rundbogen, Spitzbogen, Hufeisenbogen, Kielbogen) erläutert, auf ihr Vorkommen

in den verschiedenen morgenländischen wie abendländischen Gegenden hingedeutet und die Ausgestaltung dieser Formmotive in sinnvolle Beziehung gebracht zum arabischen Zelt, dessen Erinnerung ebensowohl in den dünnstäbigen Säulenschäften wie in den zackenumsäumten Bogen der Architektur des Islam nachklingt, woher es aber auch kommen mag, daß diese Kunst es weder durch die Wölbung, noch durch den Bogen, noch durch die Säule zu einer wahrhaft großen structiven Bedeutung gebracht hat. Eines aber ist, das für den Mangel des großartig Tektonischen wie des Plastischen Ersatz gewährte, und dies Eine ist: die strahlende Augenweide der malerischen Ornamentation, womit die Wände der arabischen Innenarchitekturen über und über verschwenderisch bedeckt sind, und worin neben den stilisirten Pflanzenformen, die von den Arabern den bekannten Namen Arabesken tragen, die verschiedensten geometrischen Linienspiele auftreten, untermischt mit Koransprüchen, theils in der kufischen Schrift mit ihren geraden Lettern, theils in der Neski- oder Cursivschrift mit ihren geschwungenen Zügen: alles unausgesetzt aneinander und ineinander geflochtene Phantasiegebilde in Formen und Farben, vergleichbar den bunt geschlungenen Erzählungen in „Tausend und eine Nacht.“

Zur Kunstdenkmälerschau nach der örtlichen Verbreitung übergehend machte der Vortragende zunächst darauf aufmerksam, daß an den Monumenten eines so ungeheueren Ländercomplexes, wie die Islamdomination sie umfaßte, unmöglich eine völlig übereinstimmende Formsprache zum Ausdruck gelangen konnte. Ueberall machten sich vielmehr die alten Ueberlieferungen, auf welche die Araber bei den Einheimischen stießen, geltend, beispielsweise in gleichem Grade auf der pyrenäischen Halbinsel, wo sie Spuren römischer Cultur begegneten und mit den Westgothen zusammentrafen, wie in Persien und Indien, wo die Erinnerungen der uralten Parsen- und Hinducultur mit Zähigkeit fortdauern.

Die hiermit in allgemeinen Zügen angedeuteten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der islamischen Kunst wurden nun mit Hinweisen auf die reiche Serie photographischer Aufnahmen

in der weiten Verbreitungssphäre ihrer Denkmäler nach deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten verfolgt und dabei der Ausgang von Syrien und Palästina, insbesondere der großen Moschee zu Damaskus und der Omarmoschee zu Jerusalem genommen, die zum Theil aus alten byzantischen Sacralarchitekturen bestehen.

Zu einer mehr selbstständigen Entwickelung gedieh die Islamkunst in Aegypten, wo, bei allem Nachtönen des älteren heimischen Stiles, die Amru-Moschee zu Cairo schon den Beginn der Formen des Spitz- und Hufeisenbogens aufweist, Bildungen, die an der Moschee Ibu Tulun voll entwickelt erscheinen unter gleichzeitigem Hinzutreten des Kuppel- und Minaretbaues, welcher in der späteren Ausbildung zu Cairo mannigfache zierliche Blüthen trieb, wie in den Moscheen des Kalaun und des Hassan. Auf persischem Boden wurde des verschwundenen Glanzes der Bauwerke des Harun al Raschid zu Bagdad und des Muhammed Jemin zu Gasna gedacht, die Einwirkung der Sassanidenkunst auf die Abassidenarchitektur hervorgehoben und an den Bauten zu Ispahan der bunte Farbenschimmer und im Flächenornament der eigenartig persische Blumenstil charakterisirt. Als Sammelpunkt der Islamkunst in Indien wurden die Bauwerke des alten und neuen Delhi geschildert und die Einwirkung der alten Kunst der Hindu auf das Kunstschaffen des Moslemgeistes bis tief nach Dekan verfolgt.

Aehnlich wie nach Osten hin in das Innere von Asien, zeigte der Gang der Betrachtung nun auch das Vordringen des Islam gegen Westen, zunächst längs des afrikanischen Littorale, wo der Halbmond nicht nur die Legionen der byzantischen Kaiser, sondern auch die Ureinwohner unterjochte, die nun ganz im arabischen Wesen aufgingen, eine Mischung, welche den Nachkommen (besonders den algerischen Stämmen) den wilden, unstäten Zug zurückließ, den die französischen Generäle wohl kannten, als sie im letzten Kriege zunächst die Turcos auf die deutschen Heeresabtheilungen losließen.

Das Eindringen der Araber in Spanien gab dem Vortragenden Gelegenheit zu einer Schilderung der hohen Culturblüthe, zu welcher die ehemaligen Wüstensöhne auch in diesem

Lande sich aufschwangen, besonders nach der Gründung des selbständigen Kalifates von Cordova durch den Ommayaden Abderhaman. Gleichwie damals der Ruhm der cordovanischen Universität durch ganz Europa sich verbreitete, so gedieh in der Hauptstadt am Guadalquivir auch die bildende Kunst zu hoher Anerkennung. Das nun folgende Bild der Kunstdenkmäler auf dem Boden Spaniens nahm mit Recht, als das uns zunächst gelegene reichste, den Schwerpunkt der Darstellungen ein. Die Fülle des Gegenständlichen, welche der Redner im Verlauf seines fast zweistündigen Vortrags gerade an dieser Stelle zu bewältigen hatte, und die dadurch für den Referenten erwachsene Schwierigkeit, den dargebotenen Reichthum der Anschauungen in Kürze zusammen zu fassen, mag es entschuldigen, wenn wir nur die Hauptmomente der spanischen Denkmälerschau hervorheben, welche vornehmlich bei der Moschee zu Cordova, dem Kalifenschloß Zara, bei der Puerta del Sol zu Toledo, bei der Giralda und dem Alcazar zu Sevilla verweilte, um sodann in der Schilderung der Architekturen von Granada, der Alhambra, dem berühmten Maurenschloß, insbesondere zu gipfeln, Monumente in welchen der sogen. maurische Stil herrscht, und welche den letzten künstlerischen Markstein bilden in dem Drama islamitischer Domination auf der pyrenäischen Halbinsel.

Von Spanien lenkte der Redner das geistige Auge der Versammlung nach Sicilien, wo die arabische Kunst die Kuba- Zisa- und Cefalubauten schuf und auf geraume Zeit hinaus so festen Fuß faßte, daß sie sogar auf die Kunst der Normannen (die Nachfolger der Saracenen auf der sicilischen Insel) einwirkte, wie an den Domen zu Palermo und Monreale, und selbst auf dem Festlande Italiens Spuren ihres Einflusses hinterließ, wie am Schloß Rufalo zu Ravello bei Amalfi, hoch über dem Golf von Salerno. Bei der lebhaften Schilderung dieser Denkmäler machte sich deutlich die persönliche Anschauung des Vortragenden fühlbar, besonders bei dem Hinweis auf die kultur- nnd kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit der gesammten Monumentalwelt im glücklichen Campanien, die den denkenden und empfindenden Betrachter mächtig ergreife, wenn er von der

Terrasse jenes Bergschlosses aus der griechischen Tempelgruppe zu Pästum, der verschütteten römischen Vesuvstädte Pompeji und Herculanum, der romanischen Dome zu Amalfi und Salerno, und der trotzigen Saracenenveste gedenke, Werke, die dort nahe genug beisammen liegen, um ihm das wechselvolle Bild einer mehr als tausendjährigen Kunstentwicklung von monumentaler Herrlichkeit in rascher Folge vor Augen zu führen.

Eine besondere Episode bildete ein Streiflicht auf die Kunst der Türken, als Erben der arabischen Kunst. Die andauernde Rolle, welche der Spitzbogen auch im türkischen Kunstschaffen übernahm, gab dem Redner Veranlassung zu einem interessanten Vergleich des islamischen Spitzbogens mit dem abendländischen Spitzbogen als Constructionsprinzip der Gothik, wobei die Frage nach dem zufälligen Auftreten der Spitzbogen-Form im Orient nicht verwechselt werden dürfe mit der Frage nach dem Auftreten des Spitzbogen-Stiles, des Triumphes aller Construction, welcher für den abendländischen Kunstgeist zu beanspruchen sei. Was an der arabischen Kunst in erster Linie hochbedeutend erscheine, bestehe nicht im Tektonischen, sondern in ihrer Ornamentik, die denn auch schon früher im Kunstgewerbe Anklang und Nachahmung gefunden habe. In diesem Zusammenhang wurden noch einzelne kunstindustrielle Zweige hervorgehoben, darunter die saracenische Weberei, deren wohlthätige Einwirkung auf den modernen Geschmack, namentlich in Sachen des Farbenverständnisses wieder zu Ehren gekommen, in erfreulicher Weise im Wachsen begriffen sei und zum Aufschwung der Textilkunst der Gegenwart mächtig beitrage.*)

Mag darum, so schloß der Redner, die orientalische Frage, welche jetzt die Welt bewegt und beunruhigend die Lage beherrscht, eine Lösung finden, welche sie wolle, mag die eroberungssüchtige Lanze des Kosaken und Albions unausgesetztes Vordringen im Orient über die grüne Prophetenfahne und den schneidigen

*) Dieser Theil des Vortrages wurde illustrirt durch eine Reihe polychromer Tafeln aus dem artistischen Prachtwerk von Friederich Fischbach: Die Ornamente der Gewebe.

Damascener des Moslem siegen, und das Pfortenregiement diesseits wie jenseits der Dardanellen untergehen: die **Kunst** des Islam, ihre formen- und farbensprühende Ornamentik zumal, wird auch mit einer Katastrophe nicht zu Grunde gehen; sie wird fortleben, denn sie ist und bleibt eine Kulturthat, eine der edelsten und schmuckvollsten Blüthen des menschlichen Geistes.

---

2. Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Theorie.

Den **zweiten** der angekündigten Vorträge hielt am 10. Februar Herr Professor Dr. **Ludwig Büchner** aus Darmstadt über das in der Ueberschrift angegebene Thema. Wir entnehmen seiner Ausführung die nachstehenden Einzelheiten.

Die Frage, ob die Thatsachen der Natur und Geschichte erlauben, anzunehmen, daß ein steter (körperlicher wie geistiger) Fortschritt stattfindet oder nicht, hat zu allen Zeiten denkende Geister beschäftigt und ist bereits in der verschiedensten Weise beantwortet worden. Es gibt ebenso begeisterte Anhänger, wie entschiedene Leugner des Fortschritts. Es gibt auch eine Mittelpartei, welche den Fortschritt in einzelnen Dingen oder Richtungen anerkennt, in andern dagegen leugnet. Die Wahrheit liegt, wie in allen menschlichen Dingen, in der Mitte, nur hat bis jetzt der Schlüssel des Räthsels gefehlt. Dieser Schlüssel darf jetzt als gefunden betrachtet werden, und zwar zum großen Theile durch den Einfluß der berühmten Darwin'schen Theorie und durch die Erkenntniß der Gesetze, welche den Entwicklungsgang der untergegangenen Organismen-Welt geregelt haben und noch regeln, und welche ganz analog denjenigen sind, welchen auch der Gang der Menschheitsgeschichte folgt. Und diese Aufklärung ist um so wichtiger, als grade in der Geschichte der Erde und der untergegangenen Organismen-Welt jene Gegensätze der Anschauung bis jetzt am Schroffften hervorgetreten sind.

Redner schildert nun im Einzelnen die Gründe, welche von den Anhängern, wie von den Gegnern der Fortschritts-Theorie

aus den paläontologischen Thatsachen und Forschungen hergeleitet worden sind, und welche bald Fortschritt, bald Rückschritt, bald einen, wie es scheint, regellosen Formenwechsel erkennen lassen. Ganz dieselben Gründe hat man auch bei Beurtheilung der Fortschrittstheorie in der Menschheitsgeschichte geltend gemacht und darauf hingewiesen, daß neben großen Fortschritten eben so große Rückschritte oder Stillstände stattgefunden haben oder nachweisbar sind. Der Fehler der ganzen Beurtheilung liegt nun darin verborgen, daß man bisher immer, sowohl in der Natur, wie in der Geschichte, den Fortschritt als eine einfache, von Stufe zu Stufe voranschreitende Reihe auffassen zu müssen geglaubt hat, während in Wirklichkeit die Verhältnisse ganz anders liegen, und während vielmehr der Fortschritt sich aus einer ganzen Anzahl nebeneinander herlaufender Reihen zusammensetzt, von denen sich eine über die andere erhebt — ähnlich den Zweigen eines weitästigen Baumes, welche, wenn auch alle aus derselben Wurzel entspringend, doch in ihrem weiteren Wachsthum die verschiedensten Stadien eines im Ganzen aufsteigenden Entwicklungsganges repräsentiren. Einzelne Zweige sterben ab, andre bleiben stehen, andre wieder streben stetig nach oben. Daher kann es auch nicht erstaunen, wenn im Laufe der Erdgeschichte einzelne Thier- oder Pflanzenkreise, nachdem sie eine solche Stufe der Entwicklung erklommen hatten, zurückgegangen oder stehen geblieben sind, um anderen, höher strebenden und ihrer Anlage nach zu höherer Entwicklung befähigten Kreisen Platz zu machen. Ebenso ging es in der Menschheitsgeschichte, wo ebenfalls große Reiche, mächtige Völker, hochgesteigerte Civilisationszustände zu Grunde gehen oder stehen bleiben mußten, um auf der Stufenleiter des Fortschritts durch andere, zu höherer Entwicklung bestimmte Zweige der großen Völkerfamilie abgelöst zu werden — so daß nicht von einer einfach aufsteigenden Reihe, sondern vielmehr von einer Verschiebung der Fortschrittslinie nach Rechts oder Links gesprochen werden muß. Auch darf nicht vergessen werden, daß neuere Forschungen die ersten Anfänge der Organismen-Welt, wie der großen Menschheits-Familie in immer weitere Fernen und immer un-

vollkommenere Zustände verfolgen lassen, so daß die früher angenommene, verhältnißmäßig hochgradige Entwickelung dieser Anfänge der Fortschritts-Doktrin nicht mehr im Wege steht. Die organische Bevölkerung der Erde hat sich mit Hülfe sehr, sehr langer Zeiträume aus den einfachsten und unvollkommensten Anfängen bis zu ihrer heutigen Höhe entwickelt; ebenso wie sich auch die gegenwärtige Menschheit im Laufe von Hunderttausenden von Jahren, von denen keine Geschichte Kunde gibt, nach und nach aus einem rohen, thierähnlichen Barbarenthum bis zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgehoben hat. Wenn dabei einzelne culturlose Rassen oder Völker auf der Stufe der ursprünglichen Wildheit mehr oder weniger stehen geblieben sind, so beweist dieses ebensowenig gegen den Fortschritt im Großen und Ganzen, wie die unveränderte Fortdauer einiger niedrigen oder unvollkommenen Typen der Thier- oder Pflanzenwelt durch alle geologischen Zeiträume hindurch. Auch für jene Formenkreise der organischen Natur, welche, wie z. B. die Beutelthiere oder Schnabelthiere Neuholland's oder manche Fischformen, eine gewisse Höhe der Organisation erreichen, dann aber längere Zeit unverändert stehen bleiben, bietet die Geschichte ein deutliches Analogon in dem großen Reich der Mitte (China), dessen in ihrer Art hochgesteigerte Civilisations-Entwickelung uns heute keine Achtung mehr abnöthigt, weil sie eine stehenbleibende, gewissermaßen verknöcherte geworden ist.

Man hat oft den Fortschritt mit einer aufsteigenden Spirallinie verglichen, wobei sich der Gang derselben in scheinbar rückläufigen, aber doch stets über einander emporsteigenden Windungen langsam nach oben bewegt — oder auch mit einer aufsteigenden Zickzack-Linie, wobei stetig Vor- und Rückschritte mit einander abwechseln, wobei aber doch das Ganze einen aufwärts strebenden Gang einhält. Beide Bilder geben eine falsche Vorstellung, weil sie immer den Gedanken einer zusammenhängend fortschreitenden Linie festhalten. Weit besser eignet sich für einen solchen Vergleich das bereits gebrauchte Bild eines mächtig aufstrebenden Baumes mit weiter Verzweigung, wobei jeder Ast für sich weiter wächst, aber doch nur, nachdem er

seinen Ursprung aus dem gemeinsamen Stamm und Wurzelstock genommen, und wobei das Ganze mit seiner höchsten Spitze oder Entwicklung alles Uebrige überragt. Auch Darwin gebraucht dieses Bild mit Vorliebe, um seine Entwicklungstheorie daran zu erläutern, wobei er die heutigen Thier- und Pflanzen-Arten den grünen und knospenden, die erloschenen oder erlöschenden den älteren und absterbenden Zweigen vergleicht. Viele Zweige sind abgefallen oder verdorrt; einige aber wachsen weiter und geben selbst wieder Zweige ab. Auch der deutsche Darwin, Professor Häckel in Jena, erläutert seine Abstammungs-Theorien durch sogenannte Stammbäume.

Jedenfalls kann man behaupten, daß die Gesetze des Fortschrittes in Natur und Geschichte dieselben sind, und daß der Geschichts-Fortschritt im Grunde nichts Anderes, als eine einfache Fortsetzung des Natur-Fortschritts ist — wobei allerdings durch das Auftreten des Menschen und seiner geistigen Kraft ein ganz neuer und höchst wirksamer Faktor hinzugekommen ist. Von diesem Augenblick an vollzieht sich der Fortschritt mehr auf geistigem, statt, wie früher, auf größtentheils körperlichem Gebiet. Allerdings kennt auch das Thier einen geistigen Fortschritt; aber er tritt doch sehr hinter dem körperlichen zurück, während bei dem Menschen das Gegentheil der Fall ist.

Wenn nun unter diesen Umständen der Fortschritt als solcher oder im Großen und Ganzen nicht wohl geleugnet werden kann, so müssen wir uns doch auf der andern Seite gestehen, daß derselbe, wenn wir ihn an dem Maaßstab unsres eignen kurzen oder kleinen Lebens messen, unendlich langsam vor sich geht, und daß jeder, auch der kleinste Schritt, den Natur oder Geschichte nach Vorwärts thun, durch unzählige Leichenhügel bezeichnet wird. Aber was bedeutet der Begriff „Zeit" im ewigen Laufe der Begebenheiten! Der Mensch geizt mit der Minute, weil er sein Ende täglich und stündlich vor sich sieht. Aber im Gang der Welt-Entwicklung bedeuten Millionen Jahre nicht mehr, als für uns Minuten oder Sekunden.

Uebrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß der Fortschritt um so rascher vor sich geht, je höher hinauf er kommt, und daß

gewissermaaßen eine steigende Verdichtung des Cultur-Princips stattfindet, während umgekehrt die Neigung zur Stabilität oder zum Stillstand um so größer wird, je älter, einfacher und ursprünglicher die Verhältnisse sind. Daher dürfen wir uns nicht verwundern, wenn heutzutage der Fortschritt eines Jahrhunderts denjenigen von Jahrtausenden aus früherer Zeit aufwiegt, und wenn wir bemerken müssen, daß in vorhistorischer Zeit Hunderttausende von Jahren ohne deutlich bemerkbaren Fortschritt verlaufen konnten, während gegenwärtig fast jeder neue Tag etwas Neues bringt. Grade so hat es sich auch mit der untergegangenen Organismenwelt verhalten, welche in den Primär- oder Anfangs-Zeiten nur verhältnißmäßig sehr langsam voranschritt, während nach Erreichung des Wirbelthier-, noch mehr aber des höchsten oder Säugethier-Typus die voranschreitende Umwandlung einen schnelleren und immer schnelleren Gang annahm.

Freilich wird man sich hier die wichtige Frage vorlegen müssen, wohin denn dieser Fortschritt schließlich führen wird oder zu führen bestimmt ist? Redner bekennt, darauf keine genügende Antwort geben zu können; er glaubt nur, nach Analogie des Vorhergegangenen annehmen zu dürfen, daß wir im großen Ganzen noch in den ersten Anfängen, gewissermaßen in den Kinderschuhen der Cultur und Civilisation, stehen, und daß wir zur Zeit vielleicht noch keine Ahnung davon haben, was der Menschengeist in seiner weiteren Entwicklung noch Alles zu leisten berufen sein wird. Freilich habe die neuere Naturforschung nachgewiesen, daß die Erde als Einzelwesen einem schließlichen, wenn auch in noch so weiter Ferne liegenden Untergange geweiht sei, und daß damit Alles Große, Edle und Schöne, was die Menschen jemals geleistet oder gedacht hätten, in den Schooß ewiger Vergessenheit versinken werde. Da aber ein solches Schicksal in unberechenbarer Ferne liege, so möge der Freund des Fortschritts sich einstweilen noch an dem Gedanken laben, daß die Menschheit als solche in stetem Voranschreiten nach den großen Zielen von Wahrheit, Wissenschaft und Vernunft begriffen sei, und daß jeder Einzelne, bewußt

oder unbewußt, viel oder wenig, schon durch sein bloßes Dasein an der Erreichung dieses großen Zieles mitarbeite. Daß aber der Wahrheit der schließliche Sieg bleiben müsse, sei so gewiß, wie es gewiß sei, daß der Tag auf die Nacht folge.

---

3. Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (von 1546 bis 1630).

Am 10. Februar 1884 hielt Frau E. Mentzel den dritten der beschlossenen Vorträge, der sich mit einer bemerkenswerthen Periode aus der älteren Geschichte der Frankfurter Bühne beschäftigte.

Nachdem die Vortragende eine kurze Uebersicht über die Entwickelung der dramatischen Kunst gegeben und namentlich der verschiedenen dramatischen Aufführungen gedacht hatte, welche in Frankfurt während des Mittelalters stattgefunden, fuhr sie in der folgenden Weise fort:

Als die Reformation wie ein erfrischender Morgenwind in die dumpfe Atmosphäre der ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hineinbrauste, entstand in Frankfurt eine Pause im dramatischen Leben, die erst dann ihren Abschluß finden sollte, als der Sturm der neuen Bewegung sich einigermaßen in den Gemüthern gelegt und Rath und Bürgerschaft der wichtigen Glaubensfrage gegenüber eine einigermaßen bestimmte Stellung eingenommen hatten. Ein Menschenalter liegt zwischen der Aufführung des letzten Mysteriums und der Darstellung des ersten Schauspiels, welches ein protestantischer Dichter abgefaßt und ein „teutscher Schulmeister" Mathis Reuter oder Reiter mit Hülfe seiner größeren Schüler und der mittlerweile zu einem starken Halt des jungen Glaubens gewordenen Zünfte 1545 hier auf dem Römerberge zur Darstellung brachte.

Der Verfasser dieses Stücks, „ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frawen Susannen", ist der humanistische Gelehrte Paul Rebhuhn, der Freund Luthers und Melanchthons. Da dieser Mann mit einer umfassenden Bildung den Sinn für die Veredlung des Volksthümlichen in der Dicht-

kunst zu paaren verstand, so überragte sein Drama alle derartigen gleichzeitigen Werke so zu sagen um Hauptéslänge.

Die bekannte biblische Historie ist in demselben von Rebhuhn nach den Regeln der Antike und mit einer sicheren Empfindung für das dramatisch Wirksame aufgebaut und mit überraschenden Zügen psychologischer Wahrheit und Feinheit ausgestattet worden. Die Handlung des Dramas ist in fünf Akte gegliedert, jedem derselben folgen metrische Chöre, welche eine ähnliche Aufgabe haben, wie die Chöre im griechischen Drama, oder richtiger vielleicht, wie die über den dargestellten Vorgang reflectirenden Chöre in Schillers Braut von Messina.

Die Bürgerspiele, welche von der Mitte bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts in Frankfurt aufgeführt wurden, nahmen ihre Darsteller hauptsächlich aus den Zünften der Schuhmacher und Buchdrucker, den bedeutendsten Stützen der Reformation und fortschreitenden Volksbildung. Ihren höchsten Gipfelpunkt erreichten die Bürgerspiele in dem 1579 im Rahmhof von einigen Gesellen aufgeführten Spiel „Die geduldig und gehorsam marggräfin Griselda, ein komödie in fünf Akten mit 13 Personen von Hans Sachs.“ Den Stoff zu dieser Komödie nahm der poetische Nürnberger Schuhmacher aus der letzten Novelle des Boccaccio im Dekamerone. Griselda ist die Tochter eines armen Landmannes in Piemont, die Markgraf Walther von Saluzzo ihrer anmuthigen Schönheit wegen zur Gemahlin erkor. Nachdem beide mehrere Jahre vermählt sind, kommt der Markgraf auf den Gedanken, Griselda's Treue und Demuth prüfen zu wollen. Er ersinnt auch verschiedene, man möchte sagen, sehr grausame und unmännliche Proben. Nachdem er ihre beiden Kinder scheinbar hat bei Seite schaffen lassen, gebietet er ihr endlich, wegen seiner anderweitigen Vermählung zu ihrem Vater zurückzukehren. Griselda murrt nicht und fügt sich demüthig dem Willen ihres Gemahls, der nach solchen Beweisen genugsam von ihrer Aufopferungsfähigkeit überzeugt ist, ihr die todtgeglaubten Kinder zuführt und sie wieder in alle ihre Rechte einsetzt.

Der Stoff ist vielfach von italienischen und deutschen Dichtern

zu dramatischen Werken benutzt worden, in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts am erfolgreichsten von Halm in seinem rührseligen Drama Griseldis.

Der erste deutsche Bearbeiter der Griselda und früheste Dramatiker unserer Literatur, in dessen Dichtungen wir zwar kein unmittelbares Hereinziehen der Zeit und ihrer Interessen nachweisen können, eröffnet der inzwischen zur Ehre geschichtlichen Bewußtseins herangereiften Nation auf dem Gebiete des Dramatischen eine neue unerschöpfliche Fundgrube von Stoffen, Charakteren und Situationen. Hatte man seither einestheils in dem Misterium den von theologischer Einbildungskraft künstlich verklärten oder verzerrten Menschen und anderntheils in dem meist mit einem Zuge derber Gemeinheit ausgestatteten Fastnachtspiel die läppische oder lächerliche Karikatur des wirklichen Individuums gesehen: so wurde durch Hans Sachs der volle wahre Mensch mit dem ganzen Umfang seiner Leidenschaften und folgerichtigen Kämpfe, fortan ein Gegenstand der dramatischen Dichtkunst und Darstellung.

Trotz dieses Verdienstes dürfen wir aber das Talent des Nürnberger Poeten, dessen dichterische Begabung ja unangefochten dasteht, keineswegs überschätzen. Hans Sachs gehört nicht zu jenen bedeutenden Geistern, welche die Kämpfe des Jahrhunderts in ihren eignen Kämpfen wiederspiegeln, und in deren einzelnen persönlichen Entwicklungsphasen die Zeit selbst nach ihrer Neugestaltung ringt. Er lebte nur in einer großen von dramatischen Elementen gleichsam durchwühlten Epoche, und der Genius des Fortschritts, der seine Ideen im Drama der Literatur wie im Drama der Weltgeschichte nicht immer durch die großartigsten Geister durchzusetzen weiß, wählte ihn selbst zum unbewußten poetischen Dolmetscher der gewaltigen Strömungen des Reformationszeitalters. Immerhin freilich bleibt es das unsterbliche Verdienst des Nürnberger Meistersingers, dieselben völlig in sich aufgenommen und in naiver Begrenzung zu dichterischem Ausdruck gebracht zu haben.

Sämmtliche dramatischen Werke des Hans Sachs, und so auch die 1579 hier aufgeführte Griselda, sind eigentlich nur

dialogisirte Scenen, ohne einen bedeutenden Mittelpunkt, ohne einen erhebenden oder spannenden Lebensnerv. Obgleich er nach dem Muster der vielfachen Uebersetzungen des Terenz seine dramatischen Stoffe in Akte eintheilte, also die organische Gliederung des dramatischen Sujets in unsere Literatur einführen half und sogar schon zwischen Komödie und Tragödie unterschied, so zeigt sich bei ihm doch noch eine solche Unkenntniß in den Anfangsgründen der dramatischen Technik, daß man sich nicht genug über den Umschwung wundern kann, den er mit seinen geringen Mitteln auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst herbeizuführen berufen war.

Was in seinen Werken besonders zündete, und was auch die Frankfurter 1579 derartig ergriff, daß die Vorstellung der Griselda im Rahmhofe wiederholt werden mußte, das war die treuherzige Natürlichkeit und tiefsinnige Einfalt, in welcher der gesunde Sinn und das Herz des Volkes ihr geläutertes Echo fanden.

Die Aufführung des letzten Bürgerspieles am 20. Februar 1594 fällt schon in eine Zeit, in welcher die ersten Berufskomödianten die dramatische Kunst in Frankfurt bereits einer neuen Entwicklungsphase entgegengeführt hatten.

Beim Ueberblickeu dieses interessanten Wendepunktes muß man über die wahrhaft logische Consequenz des Fortschritts erstaunen, welche gerade in dem Augenblick, als die Bürgerkomödie anfing amusante Nebenbeschäftigung zweifelhafter Personen zu werden, die ausgestreuten dramatischen Keime zur Weiterförderung anderen berufsmäßigen Pflegern anvertraute.

Wir müssen hier von der Schilderung jenes ungebundenen Lebens und Treibens der fahrenden Thespisjünger absehen, die, von dem Weltruf der Frankfuter Messen angezogen, vom Ende des XVI. bis zum dritten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts ihre Künste theils in Buden am Main, theils in den Ballenhäusern hiesiger Gasthöfe aufführten. Wir haben es hier mit dem Repertoire jener wandernden Truppen und vor allem mit dem der englischen Komödianten zu thun, die jedenfalls schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Frankfurt, in der Herbstmesse

1592, die Stücke ihres berühmten Landsmannes Christopher Marlow aufgeführt haben werden.

Dieser geniale Dichter, der in der englischen Literatur mit seinen beiden Zeitgenossen Kyd und Green eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die Klinger, Lenz und Wagner in der Sturm- und Drangperiode der unsrigen, war ein unmittelbarer Vorläufer Shakespeares und behandelte schon 1588 denselben Stoff in einer wirkungsvollen Tragödie, aus dem beinah 200 Jahre später Goethe seinen unsterblichen „Faust“ bildete.

Trotz der eifrigsten Forschungen hat bis jetzt nicht aktenmäßig festgestellt werden können, ob schon 1592 „Die tragische Historie von Dr. Faust“ von Christopher Marlow in englischer Sprache hier aufgeführt worden ist, allein die neuesten Forschungen über die in jenem Jahre hier aufgetretene, unter der Leitung eines gewissen Robertus Braun stehenden englischen Komödiantenbande und einige Andeutungen zeitgenössischer Autoren lassen kaum noch einen Zweifel an dieser Annahme aufkommen.

Ein Rathschluß, welcher diesen Komödianten in der Herbstmesse 1593 unter der Bedingung wieder die Bewilligung zum Darstellen ihrer Aktiones gibt, daß sie von den Jungen nicht so viel nehmen sollten wie von den Alten, weist darauf hin, daß ihre Vorstellungen von der Frankfurter Jugend sehr zahlreich besucht wurden. Dies geht auch aus anderen gleichzeitigen Quellen hervor, welche ebenfalls berichten, daß die „Singerkünste und barwarisch Verdrehungen zum ergetzen nach denen blutigen tragödias“ beitragen sollten.

Unter diesen „barwarischen Verdrehungen“ sind Equilibristenkünste zu verstehen, welche die englischen Komödianten um so mehr als Lockspeise anzupreisen genöthigt waren, als dem deutschen Publikum für die in fremder Sprache gegebenen Stücke gewissermaßen eine Entschädigung geboten werden mußte. Zu diesen beiden Zugmitteln kam noch die außerordentlich gute Vertretung des komischen Elementes, welches in den damaligen englischen Stücken durch den lustigen Narren Jahn — den Ahnherrn einer ganzen Narrensippe — repräsentirt wurde.

Obgleich sich jedoch ihre Aufführungen des allgemeinsten Beifalls erfreuten, sahen sich die englischen Komödianten noch vor dem Beginne des XVII. Jahrhunderts genöthigt, solche Stoffe für ihre darzustellenden Stücke zu wählen, deren bekannter Gegenstand dem Publikum das Verständniß für die in fremder Sprache gegebenen Vorstellungen erleichterte. So zeigen die Führer der Truppe dem Rathe der Stadt Frankfurt unter anderem an, daß sie „die Comödia von Abraham und Loth und vom Untergang von Sodom und Gomora beneben anderen Künsten" zur Darstellung bringen wollen.

Ehe wir das Repertoire der englischen Komödianten weiter in's Auge fassen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Aufführungen selbst werfen.

Die ältesten theatralischen Spiele, die Misterien, wurden unter freiem Himmel theils auf großen bretternen Gerüsten, theils auf öffentlichen Plätzen aufgeführt. Anfangs, als der Gegenstand der Darstellungen noch einen bescheidenen Umfang hatte, waren nur Geistliche die Akteurs, nachdem jedoch ganze Schaaren von Engeln, Heiligen, Juden und Martyrern auf die Bühne gebracht wurden, reichten natürlich die Geistlichen nicht mehr aus, da mußten Laien mithelfen, meistens religiöse Vereine oder Bruderschaften, die sich, wie hier in Frankfurt, oft eigens zu diesem Zwecke vereinigten. Neben diesen wirkten aber auch gewerbsmäßige umherziehende Gaukler und lustige junge Gesellen mit, welche das komische Element vertraten und die langathmigen trockenen Reden der Hauptfiguren im Misterium durch ein in die feierliche Handlung eingeschobenes heiteres Zwischenspiel unterbrachen. Die Dauer der Vorstellungen betrug meistens ein paar Tage; doch giebt es auch geistliche Spiele, deren Aufführung eine Woche in Anspruch nahm. Meistens folgte einer solchen ein großes Zechgelage oder Banket, welches die Bürgerschaft den betreffenden Darstellern zur Belohnung gab. Hier in Frankfurt, wo die Vorstellungen sehr großartig gewesen sein müssen, gab der Rath stets aus seinem Keller zu der lustigen Nachfeier einen erklecklichen Beitrag.

Was nun den scenischen Apparat zu den Bürgerspielen

anlangt, so muß man sich ihn so primitiv als möglich denken. Die Bühne war ein einfaches nicht sehr hohes Gerüste, welches zuweilen mit Tuch belegt war und bei Aufführungen im Freien wegen des Schalles oft eine bretterne Rückwand bekam.

Die Aufführungen der hiesigen Bürgerspiele waren lange nicht so großartig, wie die der Misterien, deren decorative Ausstattung durch den reichen Vorrath von kostbaren kirchlichen Gewändern, welche die drei hiesigen Stifter und besonders das Bartholomäusstift für die heilige Sache herliehen, äußerst prunkvoll gewesen sein muß.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die Frauenrollen im geistlichen wie im Bürgerspiel und auch noch lange Zeit in den Aufführungen der berufsmäßigen Komödianten von jungen Männern dargestellt worden sind. So können wir sicher annehmen, daß die ehrsame Frau Susanna von einem der größeren Schüler des Mathis Reuter, und daß die geduldig und gehorsam Markgräfin Griselda — um einen technischen Ausdruck der englischen Komödianten zu gebrauchen — von einem „*fein*artig fraulichen Junggesell" gegeben wurde. In Hinsicht des Kostüms dürfen wir uns die Erstere in der Tracht der Patricierfrauen des XVI. Jahrhunderts, die Letztere in einem ihrer Rolle schon mehr entsprechenden Kleide vorstellen. Die Anweisungen, welche Hans Sachs in der Griselda in Bezug auf das Kostüm der einzelnen Rollenvertreter gibt, waren den Frankfurter Gesellen gewiß nicht entgangen, wenn natürlich in dieser frühen Epoche unseres Theaters auch noch nicht im Entferntesten von historischer Kostümtreue die Rede sein kann.

Was nun die Bühne der englischen Komödianten anlangt, so muß dieselbe, einem alten Holzschnitt zufolge, aus einem größeren vorderen und einem kleineren hinteren Theil, Brügge oder Brücke genannt, bestanden haben. Beide Räume waren weniger breit als tief und durch einen zurückziehbaren Vorhang geschieden. Ueber diesem seitlich auseinander gehenden Vorhang erhebt sich ein zeltartiger Aufsatz, aus dessen Oeffnung der Kopf eines Clown hervorsieht. Dies möchte eine Andeutung dafür sein, daß selbst dieser kleine Raum bei den Darstellungen nicht

unbenutzt blieb. Coulissen und eine Vordergardine oder Vorhang finden sich auf dem Bilde noch nicht, statt dessen hängen fahnenartig einige Stücke Zeug von der Decke herab. Diese Stoffe hatten jedenfalls die Bestimmung, die Tageszeit anzukündigen, in welcher sich der auf der Bühne dargestellte Vorgang abspielte. Wenigstens bedeuteten in dem 1576 in London errichteten Blackfriarstheater, in dem Shakespeares Stücke zuerst aufgeführt wurden, hellblaue von der Decke herabhängende Tücher, daß es Tag, graue, daß es Dämmerung und schwarze, daß es völlig Nacht sei.

Am Rande und gerade in der Mitte des vorderen Theils der Bühne ist auf einem mäßig hohen Brett ein Täflein angebracht, dessen Inschriften die Aufgabe hatten, das Publikum mit dem Ort der dargestellten Handlung bekannt zu machen. Ein Wechsel dieser Inschriften genügte also vollständig, um die willige Phantasie der Zuschauer die größten Sprünge von Norden nach Süden und umgekehrt machen zu lassen. Das Publikum saß um die an drei Seiten freie Bühne herum; doch wird es hier gerade so gewesen sein wie in den Theatern Londons, wo das Parterre oder der sogenannte Hof mit seinen Stehplätzen den Hauptzuschauerraum bildete.

Einige Bemerkungen in den Stücken aus jener Zeit deuten darauf hin, daß die englischen Komödianten auch schon die Tapeten angewendet haben, welche ihre Bühne zu den Seiten und im Hintergrunde abschlossen. Wenn wir diese scenische Vervollkommnung noch hinzurechnen, so haben wir, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, die Bühneneinrichtung der Wandertruppen für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren.

Gaben nun die englischen Komödianten bis 1597 ihre Vorstellungen in Frankfurt nur in englischer Sprache, so können wir doch den Nachweis liefern, daß in der Herbstmesse dieses Jahres bereits deutsche Stücke hier aufgeführt worden sind. Damals spielte eine Truppe unter Leitung eines John Sackeville in Frankfurt, deren Mitglieder theils Deutsche, theils Niederländer waren. Dieselben hatten, wie auch ihr Führer, früher in den Diensten des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig

gestanden und jedenfalls die dramatischen Werke des fürstlichen Dichters in seinem Theater in Wolfenbüttel aufführen helfen.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ist der erste deutsche Dramatiker, in dessen Werken sich die von den englischen Komödianten gegebenen Anregungen und Einflüsse genau nachweisen lassen. Freilich mangelt seinen Stücken die Stärke der Leidenschaften, das Verständniß für die Zeichnung dramatischer Charaktere und Situationen, überhaupt alles Ergreifende, woran die englischen Vorbilder überreich waren. Da der Herzog nicht den feinfühligen Takt des Genies besaß, übertrieb er das Blutige in's Maßloseste und behandelte heikle Punkte mit einer unleugbaren Rohheit, um nicht zu sagen Bestialität der Empfindung.

Die komische Figur in den Schauspielen des Herzogs — eine Nachahmung des englischen Clowns — führt meist den Namen Johann oder John Bouset. Dieser Narr redet durchgehends eine besondere Sprache, deren Grundelement zwar Holländisch, aber mit plattdeutschen und englischen Reden vermischt ist. In der bevorzugten Verwendung des Holländischen für die Rolle dieser wichtigen Figur liegt ein fast untrüglicher Hinweis auf den Weg, den der ursprünglich englische Clown durch die Niederlande zu uns genommen.

Von den zehn Stücken des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind sicher zwei am Ende des XV. und auch im ersten Decennium des XVI. Jahrhunderts hier in Frankfurt zur Aufführung gekommen. Es sind dies „Die Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht" und die „Komödie von Vincentius Ladislaus".

Da wir nun keine ganz bestimmten Nachrichten über die Aufführung dieser Stücke haben, sei hier nur erwähnt, daß die Truppe des Thomas Sackeville von hier nach Nürnberg reiste und ohne Frage den größten Einfluß auf den dort lebenden dramatischen Dichter Jacob Ayrer ausübte.

Oder sollte es ein merkwürdiger Zufall sein, daß der Nürnberger Gerichtsprokurator in seinem fünften, 1598 geschriebenen Stück „Von den römischen Historien der Stadt Rom" die frühere Bezeichnung für den Lustigmacher fallen läßt und ihn in diesem

Stück zum erstenmale Jahn Posset, also John Bouset nennt?! Letzteres ist nicht glaublich, und das um so weniger, als bis jetzt keine andere Verbindung nachgewiesen und der berühmte Truppenführer und Darsteller der lustigen Figur in den Rathsprotokollen und Bürgermeisterbüchern der freien Stadt Frankfurt immer Thomas Sackeville, alias Jahn Bouset oder Posset genannt wurde.

Die künstlerische Verbreitung dieser Spezialität in der großen Gattung der typischen Theaternarren drängt hier zu einer besonderen Bemerkung über die komischen Figuren in den altenglischen Stücken. Wir finden in denselben zwei Spezies der Possenreißer, den Jahn und den Clown, welche die Stammväter einer langen Reihe von Lustigmachern geworden sind. Der Jahn entspricht dem geistreichen witzigen fool bei Shakespeare, der Clown ist ein bäurischer Tölpel, der mehr lächerlich als komisch ist und die nüchterne und hausbackene Komik des Lebens vertritt.

Lessing schreibt in einem Briefe an Eschenburg im Jahre 1774, daß für den englischen Clown das deutsche Wort Rüpel das entsprechendste sei, auch August Wilhelm von Schlegel hat in seiner Uebersetzung des „Sommernachtstraums" für die Handwerker, diese eigentlichen Clowns, dieselbe treffende Bezeichnung gewählt.

Da Deutschland keinen würdigen Nachahmer Shakespeares aufzuweisen hatte, ist es begreiflich, daß die damaligen Dramatiker mehr die Eigenschaften des gröberen Clown, der bei uns anfangs den Titel „Wursthänsel" erhielt, als die des geistig geschmeidigen Jahn cultivirten. Der John Bouset des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig ist ein Mittelding zwischen Jahn und Clown. Er zeigt hie und da einen gesunden Mutterwitz, aber er hat nicht den geringsten idealistischen Anflug und artet oft in die roheste Tölpelei aus.

Je mehr wir uns dem Beginne des 30jährigen Krieges nähern, desto mehr sinkt die lustige Figur der deutschen Stücke in den tiefen Pfuhl bodenloser Gemeinheit hinab. Es ist eine rohe wüste Gesellschaft, diese Pickelhäringe, Hanswurste, Jack

Puddings, Jean Potage, und welche Namen sie außerdem noch alle führen mögen. Der berühmte Historiker und Publicist Justus Möser hat deßhalb vollständig Recht, wenn er behauptet, daß in jener Epoche das Entarten der komischen Volksfigur mit dem Herabkommen der Sitten und Bestrebungen des deutschen Volkes vollkommen gleichen Schritt gehalten habe.

Daß aber schon gleich nach dem Erscheinen der englischen Komödianten in Deutschland der komischen Figur eine große Wichtigkeit beigelegt wurde, beweist unter Anderem eine Stelle in einem Frankfurter Meßgedicht aus dem Jahre 1597. In demselben wird schon zwischen dem Jahn und dem Wursthänsel ein Unterschied gemacht und der Meisterschaft des Ersteren im Komischen und seiner charakteristischen Tracht ausführlich gedacht.

Obgleich ein positiver Anhaltspunkt dafür nicht vorhanden, ist doch nicht daran zu zweifeln, daß wenigstens von der Truppe des Thomas Sackeville, die von hier aus ihre Kreuz- und Querzüge nach dem Süden und Westen von Deutschland unternahm und ganz sicher in Nürnberg schon in jener Zeit spielte, dort und hier Stücke von Jacob Ayrer aufgeführt worden sind. Es ist zu merkwürdig, daß der Nürnberger Dramatiker gerade im Jahre 1598, also nach dem Aufenthalte der Truppe des Thomas Sackeville in dieser Stadt, eine außerordentliche Productivität entfaltet, und daß es in der 1618 unter dem Titel »Opus theatricum« erscheinenden Ausgabe seiner Werke heißt, „es sei in den Stücken Alles nach dem Leben angestellt und man könne es auf die neue englische Manier persönlich agiren und spielen.“ Außerdem läßt sich an den großen und starken Affekten, mit denen Ayrer arbeitet, an der brennenden und blutgierigen Leidenschaft vieler seiner Gestalten und an der oft sehr lebhaft bewegten Aktion vielmehr der englische Einfluß als die ja auch in mannigfaltiger Beziehung, besonders in der Form der Stücke, zu Tage tretende Nachwirkung seines poetischen Vorgängers, Hans Sachs, erkennen.

Es ist schon viel über das Verhältniß Shakespeare's zu Ayrer geschrieben und gesprochen und sogar die kühne Hypothese aufgestellt worden, daß der große Brite in Deutschland gewesen

sei und hier die Ayrersche Komödie „von der schönen Sidea" gesehen oder gelesen habe, deren Grundidee er zum Gegenstande seines Schauspiels „Der Sturm" verwendete.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Shakesspeare jemals in Deutschland war, sehr vieles aber spricht dafür, daß der berühmte Thomas Sackeville, der in den Jahren 1605 oder 1606 für eine Zeit lang nach London zurückgekehrt sein muß, den englischen Dichter mit den dramatischen Werken des Nürnberger Gerichtsprokurators bekannt machte. Es ist das um so eher anzunehmen, als um 1609 Shakespeare und Sackeville kurze Zeit gemeinsam am neuerrichteten Globetheater wirkten, und die Abfassung des Sturmes etwa zwei oder drei Jahre später erfolgt sein soll.

In den beiden ersten Decennien des XVII. Jahrhunderts haben wir drei große Haupttruppen in's Auge zu fassen, welche abwechselnd in Frankfurt spielen und von hier aus ihre Streifzüge bis nach Oesterreich hin unternehmen. Es sind dies die Komödianten und Musikanten des Landgrafen Moritz von Hessen, ferner eine von den Höfen in Berlin und Dresden kommende Truppe und schließlich eine dritte Gesellschaft, deren Kern sich aus Hofkomödianten des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig gebildet hatte. Der Bestand dieser Truppen und die Namen ihrer Führer wechseln natürlich, auch lassen sich verschiedene Abzweigungen von denselben durch die Akten des Frankfurter Stadtarchivs deutlich nachweisen.

Von dem Beginne des neuen Jahrhunderts an spielen die fahrenden Komödianten nicht mehr in Buden am Main, sondern in geschlossenen Lokalitäten. Als die ersten derselben sind der Gasthof zur Sanduhr und Herrn Martin Bauers Behausung auf der Zeil zu bezeichnen. Die letztgenannte Lokalität, welche einen großen verdeckten Hof gehabt haben muß, befand sich auf dem Platze des heutigen Kaffee Müller (Zeil 30), die Sanduhr ist beim Durchbruche der Schnurgasse nach der Judengasse abgebrochen worden. Sie hatte große Räumlichkeiten, welche von hinten an den Gesthof zum Krachbein jetzt „König von England" stießen.

Daß die englischen Komödianten sich eines sehr zahlreichen Zuspruchs erfreuten, beweist neben der außerordentlichen Mühe, die sie sich stets um die Erlangung der Spielerlaubniß in Frankfurt gaben, die mehrmalig erfolgte obrigkeitliche Bestimmung des Eintrittsgeldes zu ihren gewöhnlich um 3 oder $^{1}/_{2}$4 Uhr beginnenden Vorstellungen. Im Jahre 1601 ordnet der Rath an, daß sie „sunsten 8 heller und vff den gengen — also im Parterre — nur 4 heller nehmen durften“, welche Verfügung gleichzeitig auch den Beweis liefern möchte, das es damals hier schon, wie in den Theatern Englands, höhere und niedere Plätze gab.

Die Spielerlaubniß ist in dieser Zeit noch immer streng an die Dauer der Messen gebunden, und es wurde jedes Ansuchen der Komödianten, früher anfangen oder nachher noch einige Vorstellungen geben zu dürfen, vom Rathe Frankfurts stets sehr nachdrücklich abgewiesen.

Trotz eifrigsten Nachforschens hat sich in den Akten des hiesigen Archivs keine genaue handschriftliche Notiz über die Aufführungen der englischen Komödianten in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts finden lassen. Aber eine Mittheilung aus dem Archiv von Nördlingen ergänzt gewissermaßen diesen Mangel und bestätigt außerdem, daß schon um 1604 Shakespeare'sche Stücke in deutscher Sprache von den englischen Komödianten aufgeführt worden sind.

Im Januar dieses Jahres wendet sich eine Truppe an den Rath der freien Reichsstadt Nördlingen und bittet „in deutscher Sprach vndt zierlichem Habit den Zuhörenden sunderlich aber der Jugendt zur Forcht vndt Ehr Gottes, auch gehorsamen ihrer Eltern, feine Exempla fürstellen, gebrauchen lassen, als nemlichen;

1. Aus dem Buch Danielis 6. Capitel,
2. vonn der kheuschen Susanna,
3. vonn dem verlohrenen Sohn,
4. vonn dem weißen vrhteil Carolj des hertzogen Aus Burgundt,
6. vonn Thisbes vnndt pyramo,

7. von Romeo vnndt Julitha,
8. vonn Annabella eines hertzogen Tochter von Ferrara,
8. vonn Botzhario (?) einem Alten Römer,
10. vonn Vincentio ladislao Satrapo a Mantua."

Der Umstand, daß außer dem letztgenannten bereits erwähnten Stück noch zwei Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, nämlich die Dramen „vonn der kheuschen Susanna" und „vonn dem verlorenen Sohn", zu diesem Nördlinger Repertoire gehören, legt die Vermuthung nahe, daß die Mitglieder jener Gesellschaft wenigstens theilweise in den Diensten des kunstsinnigen Fürsten gestanden haben müssen. Es kann deshalb kaum ein Zweifel darüber auftauchen, daß dieselbe identisch ist mit den in den beiden Messen des Jahres 1604 hier spielenden Hofkomödianten des dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sehr befreundeten, später sogar verschwägerten Markgrafen Christian von Brandenburg.

Das Schauspiel von Thisbes und Pyramo, dessen Gegenstand ja durch Shakespeares Sommernachtstraum allgemein bekannt ist, ist jedenfalls die gleichnamige Tragödie von Samuel Israel, welche 1604 auch in Münster aufgeführt wurde. Bemerkt sei über dieses Werk nur, daß es ein sehr großes Personal verlangt und durch einen symbolischen Vorgang eröffnet wird.

Venus tritt auf, um zu berichten, daß sie zwei Menschen in Liebesnoth bringen wolle und gibt hiernach dem Cupido den Auftrag, daß er den Pyramus mit einem Pfeil verwunden solle. Auch im zweiten Akt erscheint Venus wieder und erzählt, daß Cupido bereits einen Pfeil auf Pyramus abgeschossen habe, und daß nun auch Thisbe an die Reihe kommen solle. Bald danach gibt Thisbe dem Geliebten durch Aufhängen einer Laterne ein Zeichen. Es spielt sich nun eine lange Liebesscene zwischen beiden ab, in der zuletzt Pyramus ein Lied „vom Urtheil des Paris" singt. Dann trennen sich die Liebenden, und es folgt im vierten Akt die traurige Katastrophe des Stückes. Nach dem Tode von Pyramus und Thisbe halten Waldnymphen einen Klaggesang und dann kommt noch ein fünfter Akt, in welchem sie im

Walde gefunden und zum König und der Königin gebracht werden.

Ueber mehrere der angegebenen Stücke des Nördlinger Repertoires hat sich in den spärlich fließenden literarischen Quellen keine Mittheilung gefunden; doch wird dieser Mangel einigermaßen durch die Thatsache ausgeglichen, daß schon in einer so frühen Epoche des deutschen Theaters eines der herrlichsten Werke Shakespeare's, wenn auch in gewiß verkümmerter deutscher Bearbeitung auf die Frankfurter Schaubühne gebracht wurde.

Den Grundstock des Repertoires der drei früher genannten Gesellschaften hat kürzlich Dr. Johannes Meißner in Wien in seiner verdienstvollen, für unsere Darstellung mehrfach verwertheten Monographie „Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich" theilweise festgestellt.

Danach steht es zweifellos fest, daß der Führer der brandenburgisch-sächsischen Gesellschaft, der berühmte englische Comödiant John Spencer, in der Ostermesse 1614 und der Herbstmesse 1615 dieselben Stücke hier zur Aufführung brachte, welche durch seine Truppe 1611 am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, 1613 vor dem Kaiser Matthias und dem versammelten Reichstag zu Regensburg und etwas später am kurpfälzischen Hofe in Heidelberg dargestellt worden sind.

Es lassen sich von dem Spencer'schen Repertoire etwa sieben Stücke mit Sicherheit nachweisen. Dazu gehören folgende: „Philole", „Marianne", „Celide", „Sedea", „Die Zerstörung von Troja", „Die Zerstörung von Constantinopel" und endlich „Vom Türken".

Zwei von diesen Stücken rühren ohne Zweifel von deutschen Autoren her, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß sie für die englische Darstellungsmanier an Form und Inhalt etwas zurecht gestutzt worden sind. „Sedea" ist jedenfalls Jacob Ayrers bereits früher erwähnte „Schöne Sidea" und die Zerstörung von Troja Hans Sachsens Tragödie „Die Zerstörung der Stadt Troja".

Einen starken Halt findet diese Annahme in der im Juni

1613 in Nürnberg unter großem Volkszulauf stattgehabten Aufführung dieser beiden Stücke. Der Nürnberger Chronist, welcher erzählt, daß „diese und andere Historien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Musika und anderer Lustbarkeit in guter teutscher Sprache, in köstlicher Mascarade und Kleidungen in seiner Vaterstadt" agiret und gehalten worden sind, erwähnt zwar nichts von der Autorschaft des Hans Sachs und Jacob Ayrers, doch muß man dies dem Umstande zuschreiben, daß in jener Zeit der Dichter dramatischer Werke bei deren Aufführung völlig in den Hintergrund trat.

Auf den erhaltenen Theaterprogrammen findet sich niemals der Name des Dichters des aufzuführenden Stückes, auch in einem 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Comödien und Tragödien in deutscher Sprache sind die Namen der betreffenden Autoren oder Uebersetzer nicht genannt worden.

Ein so naives Publikum, wie das deutsche damals war, hatte, um mit Gutzkow zu reden, „in seiner stumpfseligen Harmlosigkeit im Allgemeinen noch kein Bedürfniß nach derartiger Wissenschaft", was natürlich nicht ausschließt, daß die bekannte dichterische Bedeutung der beiden Nürnberger Poeten, besonders die Popularität des Hans Sachs, in ihrer Vaterstadt gewiß viel zu dem außerordentlich zahlreichen Besuch jener Vorstellungen beitrug.

Von vier Stücken des Spencer'schen Repertoires, von „Philole", „Mariane", „Celide" und „vom Türken" sind wir so gut wie ohne weitere Nachricht; von dem Werke des Hans Sachs sei nur erwähnt, daß in ihm der großartige historische Vorgang der Zerstörung von Troja mit der bekannten naiven und sorglosen Leichtigkeit des Nürnberger Meistersingers und ohne jegliche technische Rücksicht auf Zeit und Ort behandelt ist.

In der schönen Sidea handelt es sich etwa um folgenden Thatbestand. Ludolf, Fürst in Littau und Leudegast, Fürst in der Wiltau, fordern einander beim Beginn der Komödie durch eine schriftliche Meldung heraus. Ludolf wird geschlagen und bittet um Gnade, worauf ihm Leudegast unter der Bedingung das Leben schenkt, daß er mit seiner Tochter Sidea das Land

verlasse und nur so viel mit sich nehme, als er und seine Tochter zu tragen vermöchten. Ludolf aber trachtet danach sich zu rächen. Er hat einen weißen Stab mit sich genommen und gibt sich, als wir ihn mit der schönen Sidea allein sehen, als Zauberer zu erkennen. Er beschwört den Teufel Rundifall, und dieser antwortet ihm auf seine Fragen, er werde bald den Sohn seines Feindes einfangen können.

Dieser Sohn mit Namen Engelbrecht müsse dann so lange in Ludolfs Dienstbarkeit stehen, bis er wieder zu seinem Vater zurückkehren werde. Als Engelbrecht erscheint, wird er denn auch alsbald durch Ludolfs Zauberstab überwältigt. Später muß der gefangene Prinz dann am Hofe Ludolfs unter Sideas Befehl Dienste thun, sogar einige Klötze Holz tragen und niederlegen.

Aber die schöne Tochter seines Feindes hat Anderes mit dem Gefangenen im Sinn; sie will ihre Gewalt über ihn zu einer gemeinsamen Flucht aus der drückenden Einsamkeit benutzen. Ohne jegliches Bedenken fragt Sidea den Prinzen, ob er einverstanden sei, sie zu entführen. Gleichzeitig macht sie ihm auch in unumwundener Weise den Antrag, daß er seine Freiheit wieder haben solle, wenn er sie zur Gemahlin nehmen würde.

Engelbrecht geht auch auf Sidea's Wünsche ein, und beide entfliehen. Die Flüchtigen machen nun verschiedene Abenteuer durch, kommen aber schließlich glücklich an den Hof des Leudegast, wo durch die Vereinigung der beiden Kinder auch eine Versöhnung der feindlichen Väter herbeigeführt wird.

Die derb gezeichnete, hie und da sogar etwas plumpe Gestalt der schönen Sidea hält nicht den entferntesten Vergleich aus mit der wunderbar anmuthigen Miranda in Shakespeare's Sturm, in deren Wesen, wie August Wilhelm von Schlegel so treffend sagt, die Phantasie des Dichters die edelsten Elemente schöner Weiblichkeit aufgelöst hat.

Was nun das letzte Stück des Spencer'schen Repertoires „Die Zerstörung von Constantinopel“ anlangt, so ist dasselbe offenbar identisch mit der „Türkischen Triumph Comödia“, welche Spencer im Jahre 1611 zur Belehnungs- und Huldigungsfeier seines Herrn, des Kurfürsten Johann Sigismund von Branden-

burg, in Königsberg aufführte. Es war dies ein für die damalige Zeit ganz großartiges Ausstattungsstück, zu welchem der Kurfürst den Comödianten kostbare, mit Silber und Gold besetzte Kleider, schöne blaue, schwarze und weiße Stoffe zu Wolken, verschiedene Schnitzwerke, allerlei Malereien und sonstige Zuthaten anfertigen ließ. Spencer hatte jedenfalls von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten, diese Requisite auf seinen Wanderzügen gebrauchen zu dürfen.

In den Bittschriften an den Rath der Stadt Frankfurt spricht er nämlich oft „von den Zugehörungen zur ausstaffierunk und großen präparation seiner Comödien und Historien, so sunsten noch niemahlen in dieser berühmten Stadt gesehen und auf mehreren Rüstwäglin (Packwageu) anhero gebracht wurden."

Auf diese wichtigen Hülfsmittel zur Verschönerung seiner Stücke und auf seine aus 35 Mitgliedern, aus 19 Comödianten und 14 Musikanten bestehende Truppe scheint denn auch Spencer nicht wenig stolz gewesen zu sein. In seinen Eingaben an den Rath, in denen er wegen Erhöhung des Eintrittsgeldes nachsucht, zieht er für sich sehr günstige Vergleiche zwischen seiner und anderen Gesellschaften und hebt noch ganz besonders hervor, daß er zu seinen Aktiones auch noch viel andere Mannsbilder brauche, denen er ihr Gethu meist kostbarlich vergüten müsse. Diese Mannsbilder stellten jedenfalls das Volk oder die Kriegsscharen in der Zerstörung von Constantinopel und Troja vor, welche beide Stücke, wie sich noch aus anderen aktenmäßigen Quellen schließen läßt, an Massenscenen, natürlich in kleinerem Stil wie heut zu Tage, sehr reich gewesen sein müssen.

Trotz seiner dringenden Vorstellungen erhielt aber Spencer vom Rathe den Bescheid, daß er bei Strafe von 100 Thalern keinen Batzen, sondern nur einen Albus Eintrittsgeld nehmen dürfe. Er blieb aber dennoch in Frankfurt und spielte unter einem Andrang des Publikums, der keine Ebbe in seine Kasse kommen sondern ihn vielmehr die glänzendsten Geschäfte machen ließ.

Interessant und zugleich höchst drollig sind einige aktenmäßige Notizen, welche für den starken Andrang zu Spencer's Vorstellungen in den Lokalitäten der Sanduhr zeugen. Da wird

einmal einem armen gsell wegen argem Gedrück in dem Gang sein neu Wämsle in Lappen zerrissen, da werfen sich zwei Weiber im Streit um einen guten Platz bei den „Seitenschyllen“ alle begangenen Sünden vor, und da endlich entsteht aus ähnlichen Gründen vor dem Gerüst (also der Bühne) zwischen allerlei Gesindlein eine — um genau den Akten zu folgen — „traktirliche Balgerei, genannt Knufferei.“

Auch der erste feindliche Angriff der Kirche gegen die immer mehr Ansehen in Frankfurt erhaltende Schauspielkunst erfolgte in jener Zeit. Einige Prädikanten erhoben drohend ihre Stimme gegen den übermäßigen Besuch der englischen Komödien und suchten in verschiedenen Bittschriften an den Rath ausdrücklich auf den „schempirlichen und meschanten Einfluß solcher merderischen und juxigen Aktiones“ hinzuweisen.

In einem 1615 hier erschienenen Gedicht „Ein Discurs von der Frankfurter Messen etc.“, deutet der Verfasser in unverhüllter Ironie ebenfalls an, daß die Leute lieber zu den englischen Comödianten als zu den Prädikanten in die Kirche gingen. Er meint, sie stünden lieber 4 Stunden und hörten den Ersteren zu, als daß sie nur eine Stunde ruhig auf die Predigt in der Kirche lauschen möchten.

Ein deutlicher Seitenhieb auf die nicht gerade bedeutende rhetorische Begabung der damaligen Herrn Prädikanten dürfte vielleicht in den Versen liegen, daß die Leute in der Kirche

Flux einschlaffen auf ein hart banck,
Dieweil ein stund in felt zu lang.

Uebrigens ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Spencer gerade in einem Jahre Stücke mit volksthümlichen Aufständen und Kämpfen hier unter großem Andrang des Publikums aufführte, in welchem Frankfurt kurz vorher selbst ein Schauplatz tief erschütternder ähnlicher Vorfälle gewesen war. In jene Zeit fällt nämlich die das Frankfurter Gemeinwesen heftig erschütternde Revolution, welche man gewöhnlich nach dem Namen ihres Hauptführers den Fettmilch'schen Aufstand nennt. Gerade im August des Jahres 1614, also ganz kurz vor den ersten Vorstellungen Spencer's, spielte Fettmilch seinen letzten

Treffer aus und plünderte in wahrhaft bestialischer Weise die Judengasse.

In den Verordnungen, welche der Rath Frankfurts in den ersten beiden Decennien des XVII. Jahrhunderts den englischen Comödianten gab, dokumentirt sich das geringe Ansehen des damals für unehrlich gehaltenen Schauspielerstandes oft in höchst komischer Weise.

Nur mit solchen Thespisjüngern, die von einflußreichen deutschen Fürsten oder vom Kaiser selbst empfohlen waren, gingen die hochweisen und hochedlen Häupter der alten Reichsstadt aus diplomatischen Gründen behutsamer um.

Daß die darstellende Kunst nun nicht mehr die gebührende Anerkennung fand, ist neben dem vagabundenähnlichen Leben ihrer Angehörigen auch vielfach der zweifelhaften Gesellschaft zuzuschreiben, in der sie in jener Zeit oft auf Jahrmärkten, Volksfesten und auch auf den Frankfurter Messen erschien. Herumreisende Schwindler, Storger, Zahnbrecher und Operateure suchten durch die Aufführung einer Komödie in ihrer Bude das Publikum heranzulocken und für ihre betrügerischen Bestrebungen zugänglicher zu machen. So tritt z. B. in der Ostermesse 1622 ein später entlarvter Schwindler hier auf, der den hochtönenden Namen Claudius D'aguaviva führt und sich einen italienischen Medicus nennt.

Er verkaufte allerlei Arzneimittel und Schönheitswasser, schlug Ader, schnitt böse Geschwüre auf und zog Zähne aus. Während und nach diesen Prozeduren wurde den Patienten „zur Danksagung und recreirung des Gemüths eine liebliche Musica und Comödia nach Art der alten Römer auf Italienisch vorgespielt.“

In den Buden der Zahnbrecher, deren viele in Frankfurt auftauchten, muß immer ein furchtbarer Lärm gewesen sein; denn der Rath sah sich mehrfach genöthigt, Verordnungen „zum Unterdrücken des übermenschlichen Geschreys“ zu erlassen. Gleichzeitig erhielten aber auch die englischen Comödianten den Bescheid, daß sie sich aus Rücksicht auf die Pestkranken des unmäßigen Trommelschlagens enthalten sollten.

Dies Gebot des Rathes der Stadt Frankfurt drängt zu einer kurzen Bemerkung über die damalige Ankündigungsart der Vorstellungen.

Die neuesten Forschungen haben zwar ergeben, daß auch schon in jener frühen Epoche der deutschen Bühne Theaterzettel für den Anschlag an Häuser gedruckt wurden, allein die hauptsächlichste Publikation für das Volk bestand doch wohl in den Umzügen der Comödianten durch die Straßen der betreffenden Stadt. Sie legten bei dieser Gelegenheit ihre auffallendsten Kleider an, machten an jeder bemerkenswerthen Stelle Halt und verkündeten, nachdem der Trommler und der Trompeter ihre Instrumente zu Jedermanns Gehörlichkeit dreimal stark gerühret und geschmettert, den Namen des Stückes und darauf sehr kurz aber lockend den Inhalt desselben.

Mehr als von dieser rhetorischen Leistung scheinen sich jedoch, einem alten Holzschnitt zufolge, die Umstehenden von den Grimassen angezogen gefühlt zn haben, mit denen der gewöhnlich berittene Wursthänsel die Ankündigung des Stückes zu begleiten pflegte.

Bemerkenswerth für uns ist noch das Repertoire der fürstlich hessischen Comödianten unter Leitung eines gewissen Grün. Dieser Truppenführer, der mit seinem Mitdirektor Robertus Braun in der Ostermesse 1607 hier Vorstellungen gibt, führt Februar des folgenden Jahres vor dem Hofe in Graz zehn Stücke auf, die bei der damaligen Beschränktheit des Repertoires ganz sicher auch in Frankfurt bei seinen früheren oder späteren Aufenthalten zur Darstellung gekommen sind. Es sind dies folgende Stücke:

1) Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte.

2) Die Comödie vom verlorenen Sohn.

3) Von einer frommen Frau von Antwerpen.

4) Von dem Doktor Faustus.

5) Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebt hat.

6) Niemand und Jemand.

7) Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel.

8) Vom Juden.

9) Von den zwei Brüdern König Ludwig und König Friedrich von Ungarn, worin der König Friedrich Alles erstochen uud ermordet hat.

10) Von einem König von Cypern und einem Herzog von Venedig.

Zu diesen zehn Stücken ist noch die 1607 von der Truppe Greens kurz vor ihrer Abreise nach Frankfurt aufgeführte Komödie von einem König von Schottland zur Vervollständigung des Repertoires hinzuzuzählen. Nach den beiden Helden derselben, einem englischen Prinzen und einer schottischen Prinzessin, welche gegenseitig in die Hände ihrer miteinander Krieg führenden Väter gerathen, wird die Komödie auch „Serule und Astrea“ genannt. Dieses Stück und noch drei andere des Repertoires, nämlich „Die Komödie vom verlorenen Sohn“, ferner „Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel“ und schließlich die lustige Komödie „Von Jemand und Niemand“ sind in dem bereits erwähnten 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Komödien und Tragödien in deutscher Sprache vollständig erhalten.

Die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn war ein Lieblingsstoff der dramatischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Was diesem Stück besonders bei dem gewöhnlichen Volk zu einem großen Erfolg verhalf, war der Umstand, daß der Hanswurst die Hauptrolle darin spielte und sich im zweiten Akte mit einem Heiligen und zwei Teufeln herumprügeln mußte.

Die Komödie von „Fortunatus“ war schon auf der altenglischen Bühne sehr berühmt. Auch Hans Sachs hat den durch die zauberhafte Umhüllung damals sehr populären Stoff als „Fortunatus Wunschseckel“ bearbeitet. Das vierte der genannten Stücke, die Komödie von „Jemand und Niemand“ ist eine handgreifliche, aber sehr volksthümliche und gut begründete Satire. Die Personen in demselben sind die beiden Grafen Marsianus und Carniel, die Könige Arcial und Ellidor mit ihren Gemahlinnen, ferner die allegorischen Figuren: Jemandt; Niemandt; Nichts; Garnichts; Niemandts-Diener und Niemandts-

Jung. Die beiden Könige werden abwechselnd vom Throne vertrieben, nach welchen Schicksalsschlägen der Parasit immer die gestürzte Königin schmäht und quält. Dazwischen klagt der nichtswürdige „Jemand" den ehrlichen und in Wirklichkeit ganz unschuldigen und harmlosen „Niemand" aller nur denkbaren Laster an. Tieck hat diese Komödie, in welcher altenglische Geschichte und Allegorie sehr glücklich gemischt sind, als eines der bemerkenswerthesten Stücke aus jener Zeit hingestellt und sie mit Recht einen Entwurf von großer Kühnheit und voll von dramatischer Lebendigkeit genannt.

Ueber die Komödie „Von einer frommen Frau von Antorf" (Antwerpen) verlautet weiter nichts, als daß sie, „sehr fein und züchtig gewest" sein soll. Da dies Stück am katholischen Hofe zu Graz so wohl gefiel und eine fromme Frau zur Heldin hatte, so halten es einige Forscher für identisch mit der „Märtyrerin Dorothea" von Massinger. Grün gab dieses Stück im Juni 1626 in Dresden, also auch jedenfalls kurz vorher in Frankfurt während seiner von so großem Erfolg begleiteten Kunstthätigkeit in der Ostermesse desselben Jahres.

Was den Inhalt des Stückes: „Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte" betrifft, so behandelt er die Beziehungen der Dame Jane Shore zu dem englischen Könige Eduard IV. Shakespeare gedenkt mehrmals in Richard III. der Geschichte dieser Frau, die zwei seiner Zeitgenossen um 1600 für die Schauspieler-Gesellschaft des Lord Worcester dramatisch bearbeiteten. Jedenfalls war dies Stück von Henry Chettle und John Day das Prototyp der deutschen Bearbeitung.

Ueber das Stück „Von einem König von Cypern und einem König von Venedig" ist ebenso wie über die Komödie „Von einem Herzog von Florenz, der sich iu eines Edelmannes Tochter verliebte" kaum etwas Zuverlässiges bekannt. Meißner nimmt zwar mit großer Sicherheit an, daß dies Stück der erst 1636 im Druck erschienene „Großherzog von Florenz" von Massinger und von dem Letzteren eigens für die Grazer Feierlichkeiten der während des Faschings 1698 erfolgten Verlobung der Erz-

herzogin Magdalena mit dem Erbgroßherzog von Florenz, einem Cosimo von Medici, geschrieben worden sei. Allein trotzdem diese Hypothese sich auf einige augenfällige Wahrscheinlichkeiten stützt, halten sich doch Gründe und Gegengründe ziemlich das Gleichgewicht.

Was uns in dem Grazer Repertoire am meisten interessirt, sind schließlich die beiden Stücke von Shakespeares genialem Vorgänger: Der Jude von Malta und die tragische Historie vom Dr. Faustus. Also schon im ersten Decennium des XVII. Jahrhunderts wurde das letztere Stück, dessen Umgestaltung zum deutschen Volksschauspiel für unsere Literatur eine so weitgehende Bedeutung gewinnen sollte, in deutscher Sprache in Frankfurt aufgeführt.

Je mehr wir uns dem dreißigjährigen Kriege nähern, desto reicher werden die Vorstellungen der wandernden Komödianten an Greuel- und Schauderscenen aller Art. Beim Ueberblicken der noch vorhandenen dramatischen Literatur jener Epoche drängt sich einem wahrhaft der Gedanke auf, daß die Dichter eine Art Vorgefühl der nun kommenden schrecklichen Zeit hatten und einzig nur an die barbarische Versunkenheit und die geheime Blutgier im Volke appelliren wollten. Dem Inhalt der Dichtung entsprach auch die krasse, oft ungeheuerliche Darstellung. Um eine recht grausige Wirkung zu erzielen, wurden bei den in den Stücken vorkommenden Hinrichtungen oder Mordthaten an die betreffende Körperstelle mit Blut gefüllte Blasen angebracht, die, wie eine Regiebemerkung in einem dieser Machwerke sagt, „im rechten Momentus geschicklich und zu jedermanns Erketzlichkeit zerschnitten werden sollten". Denkt man sich nun noch die schamlosen unzüchtigen Witze des Hanswurst oder Pickelhäring und ein paar gut ausgeführte Equilibristenkünste dazu, so hat man im Allgemeinen ein richtiges Bild von den theatralischen Genüssen vor und während des dreißigjährigen Krieges. Auch die Komödiantenbanden verwilderten immer mehr, und wenn Shakespeare den Hamlet sagen läßt: „Die Schauspieler sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters", so findet dieser Ausspruch keinen zutreffenderen Beleg

als in den Wandertruppen der Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahre des XVII. Jahrhunderts.

Rühmliche Ausnahmen sind natürlich unter diesen zu finden, und zu ihnen gehört vor Allem die Truppe des Johann Grün, die mitten im Gewoge des dreißigjährigen Krieges 1626 und 1628 Frankfurt, wie ihr Führer sagte, mit Leib und Lebensgefahr wieder aufsuchte und damals sicher vier Shakespearesche Werke: „Romeo und Julia", „Lear", „Julius Cäsar" und „Hamlet" und auch das Marlow'sche Stück „Die tragische Historie von Dr. Faust" wieder aufführte.

Noch einmal, ehe durch die Schlacht bei Nördlingen das endlose Leidensgefolge des dreißigjährigen Krieges auf lange Zeit der Gegend von Frankfurt zugeführt wurde, spielte während der Ostermesse eine wandernde Truppe im Gasthof zum Wolfseck. Dann tritt bis zum Jahre 1649 im theatralischen Leben Frankfurts eine Pause ein, welche um so weniger zu beklagen ist, als durch dieselbe doch so lange als möglich jene elenden Gauklerbanden fern gehalten wurden, bei denen ein windiger Springer Romeo's holdselige Geliebte und ein leichtlicher Cordendanzer den Prinzen Hamlet von Dänemark darstellte.

In der Bittschrift eines fahrenden Wanderprinzipals an den Rath der Stadt Frankfurt aus dem Jahre 1649 findet sich die Stelle, daß er auch ein Stück wieder hier darstellen wolle, das schon beinah 60 Jahre früher und seitdem zum öfteren in der alten Reichsstadt unter großem Beifall aufgeführt worden sei. Da in der betreffenden Tragödie eine Anzahl Teufel, „erschröckliche Masquen" und viel Zauberei vorkommen sollte, so möchte man sie für den vielleicht etwas umgestalteten Marlowschen Faust halten und in der gerade 100 Jahre vor der Geburt Goethes gemachten Bemerkung des Wanderprincipals einen neuen Halt für die Annahme finden, daß derselbe bereits 1592 — wenn auch damals noch in englischer Sprache — hier aufgeführt worden sei.

4. Klopstocks Bedeutung für die deutsche Literatur.

Ueber dieses Thema sprach am 9. März Herr Professor Dr. Otto Roquette aus Darmstadt.

Die Einleitung seines Vortrags stellte das Verhältniß der Gegenwart und ihrer nicht in allen Punkten gerechtfertigten Ablehnung der Dichtungen Klopstocks dar, im Gegensatz zu dem unbedingten Entgegenkommen, ja der bis zur Vergötterung gehenden Verehrung, welche dem Dichter zur Zeit seines Auftretens dargebracht wurde. Die Auffindung der psychologischen Ursachen für die begeisterte Aufnahme, welche die ersten Gesänge des Messias fanden, bildeten den Uebergang zur culturhistorischen Darstellung des deutschen Lebens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Wochen- und Monatsschriften, von Leipzig und Zürich ausgehend, waren es, welche, bei sehr verschiedenen Kunstprinzipien, eine größere Theilnahme an geistigen Regungen im Bürgerstande weckten und zur Parteinahme aufforderten, als die Leipziger und Schweizer in Gegensatz und bald in Kampf miteinander traten. Die Verstandesrichtung der Leipziger (mit ihrem Haupte Gottsched) war es, welche die Litteratur beherrschte und zugleich einen Druck auf die nationale Entwicklung übte, da sie die Dichtung ganz in die Nachahmung der Franzosen gezwungen hatte. Ein Dichter, der in seinem ersten Werke der Leipziger Kunstregel widersprach, bei dem die Innerlichkeit, Phantasie, das Gemüthsleben, in bis dahin nie gehörter Macht zur Erscheinung kamen, mußte den Widerspruch der Leipziger Schule hervorrufen. Da ihn die Schweizer sofort als den ihrigen erklärten, kam es zum literarischen Kampfe, dessen eigentlicher Mittelpunkt Klopstocks Messias wurde. Der Sieg war nicht zweifelhaft, da sich die jüngere Generation bereits von Gottscheds Tyrannei losgesagt hatte und nun dem Dichter des Messias begeistert zufiel. Aber es waren nicht allein die Jüngeren, es waren Alle, die sich, endlich abgestoßen von der Leipziger Regelherrschaft, nach einem tieferen Ergriffenwerden durch die Dichtung gesehnt hatten, und in erster Reihe die Frauen, welche

Klopstocks Messias wie ein neues poetisches Evangelium empfingen. Das, was der Literatur bisher gefehlt hatte, im deutscher Geist aber verborgen gelegen, Gemüthsleben, Phantasie, Empfindung, war mit einmal erschlossen, wurde mit Entzücken empfangen und übte eine weit tragende Wirkung. Freilich brauchte Klopstock zur Vollendung seines Messias 25 Jahre, und diese lange Zeit blieb nicht ohne abschwächenden Einfluß auf die 20 Gesänge des Werkes. Mit Jugendbegeisterung begonnen und in gleicher Weise aufgenommen, verloren die nächsten Bände manche Anhänger, bis der vierte und letzte eine starke Enttäuschung hervorrief, da er als hinkender Bote einer bereits erschöpften Phantasie nachschleppte. Es handelt sich bei der Bedeutung des Messias nur um etwa die erste Hälfte der Dichtung. Die Begeisterung für diese aber war gerechtfertigt. Sie erweckte dem Dichter sofort eine Schule, deren Streben kräftig genug erstarkte, als daß der Schluß dem neuen Flügelschlage der Dichtung hätte Eintrag thun können. Die Bedeutung von Klopstocks Messias für die Zeit liegt nicht in der einheitlichen Durchbildung, die ein Gedicht erst zum Kunstwerk macht, sondern in der Persönlichkeit, in der Individualität des Dichters selbst, in seiner eigenartigen Natur. Freilich fehlt ihm gerade die nothwendigste Eigenschaft des epischen Dichters, die Kunst des Erzählens, der ruhigen Darstellung und Entwicklung einer Reihe von Begebenheiten. Das Epos, das antike vor allem, auf einer festen Grundlage der Handlung gebaut, läßt unbeirrt eine Begebenheit auf die andere folgen. Es hat nur Thatsachen im Auge, ohne sich mit Gedanken und Empfindungen aufzuhalten. Der Dichter steht unsichtbar hinter den Vorgängen, er kommt gar nicht in Rede. In der Messiade aber steht der Dichter in erster Reihe, er ist geradezu die Hauptfigur des Gedichtes. Er stellt fortwährend Reflexionen an; nichts kann vorübergehen, was ihm nicht Gelegenheit zu überströmenden Ergüssen der Empfindung darböte. Sein Gefühl spricht aus seinen Gestalten, er singt, er betet, er weint mit ihnen. Und während er seine Empfindungen darlegt, sogar das Unaussprechliche in Worte zu fassen sucht,

verlieren sich die Thatsachen und Begebenheiten bis zur Unkenntlichkeit. Sein Schildern ist ein ganz allgemeines, ohne alle Bestimmtheit, die Umrisse der Handlung oft bis zum Verschwinden undeutlich. Je höher die Region, in welcher er etwas vorgehen läßt, desto verschwimmender wird alles, während er als Chorführer seiner Gestalten die Hallelujahgesänge anstimmt. Allein über diese künstlerischen Mängel sah die Generation hinweg, welche die Anfänge des Messias empfing. Ihr genügte die hochgespannte, stark subjektive Dichternatur, wie man noch keine kennen gelernt hatte, und von der man wähnte, daß sie niemals übertroffen werden könnte.

Auf eine Wiedergabe des Inhalts des Messias mußte der Redner, bei der Planlosigkeit des Werkes verzichten, und konnte nur einige Umrisse ziehen und einige Hauptzüge hervorheben. Die hauptsächliche Schönheit des Werkes liegt in den Episoden. Und da man von Klopstocks Darstellung, ohne ihn selbst zu hören, keine Anschauung gewinnen kann, las der Redner ein Bruchstück einer solchen Episode vor, und zwar aus dem 13ten Gesange, nämlich die Vorgänge unter der römischen Wache am Grabe Jesu, vor und nach der Auferstehung, so wie das Erscheinen und die Meldung des Hauptmanns Eneus in der Versammlung der Richter, bis zum Selbstmorde des Priesters Philo, des erbittertsten Feindes Jesu.

Auch in der Odendichtung Klopstocks ist es die Mannigfaltigkeit ausgeprägter persönlicher Charakterzüge, welche einen nachhaltigen Einfluß übte. Ein gewaltiges Selbstgefühl, stolzer Unabhängigkeitssinn, hohes Bewußtsein der dichterischen Würde; daneben eine tiefe Innerlichkeit des Gemüthes, auch wohl bis zur Thränenseligkeit; eine Verbindung von Gegensätzen, welche sich der gesammten Jugend mittheilte. Empfindsamkeit und stürmisches Drängen nach Lebensbethätigung wurde durch Klopstock die eigentliche Signatur der Zeit.

Revolutionär gegen das bisherige Regelwesen war auch Klopstocks dichterische Form. Hatte er für den Messias als Vers den Hexameter gewählt, den in Deutschland noch die Wenigsten nur zu lesen verstanden, so goß er in der Lyrik seine

Empfindungen in die antiken Odenformen und in das elegische Versmaaß, welche er auch wohl in dichterischem Schwunge zersprengte, um in dithyrambischer Regellosigkeit zu singen. Bahnbrechend war er auch darin, sowohl für die Sprache, deren Vielgestalt und Ausdrucksfähigkeit er zuerst zeigte, wie für die Dichtung, indem er die antiken Formen mit deutschem Geist erfüllte. Dieser deutsch nationale Grundton klingt aus Klopstocks Dichtungen überall hervor, und alle Empfindungen und menschlichen Stimmungen sind bei ihm darauf gegründet. Die natürliche Regung der Jugend, die Freundschaft, tritt in seinen Oden mit ganzer Kraft und Reinheit auf; schüchterner und zarter die erste Liebe; mächtig und fortreißend sein Freiheits- und Vaterlandsgefühl. Wie wunderlich uns heute immerhin seine Bardenchöre in den drei seltsamen Dichtungen in dramatischer Form, die er „Bardiete" nannte, vorkommen, das Freiheitsgefühl und der patriotische Geist darin wirkten auf die Zeitgenossen doch sehr mächtig. War Klopstock doch, vor Schiller, der erste, welcher mit solchen Mahnungen an das deutsche Gewissen pochte. Das persönliche Unabhängigkeitsgefühl, den hohen Mannesstolz, der ihn erfüllte, wünschte er seiner Nation mitzutheilen. Vor der sklavischen Nachahmung der Fremden mahnt er sie abzulassen, und von deutschem Geiste durchdrungen zu singen. Die deutsche Sprache war ihm ein nationales Heiligthum (war sie doch damals das einzige feste Band, das die Nation äußerlich zusammenhielt!) und er sang ihr in einer seiner schwungvollsten Oden ein Preislied. Er weckte von Neuem Muth und Vertrauen, an die Tüchtigkeit des deutschen Volkes zu glauben. Er erfüllte die Jugend mit frischem Lebensgeist, lehrte sie, die Fesseln des Herkömmlichen zu zerbrechen, und die freie Menschlichkeit und innerste Natur männlich, gesinnungsvoll und kräftig walten zu lassen. So erhielt durch ihn, mit der gestählten Kraft, deutsches Leben und deutsche Sitte ein innerlich erhöhtes Dasein, um so reicher, als die durch ihn geweckte Empfindung alle menschlichen Bande verschönt und innerlich werthvoller gemacht hatte. In der Ordnung war es, daß die von ihm angeregte Jugend

bald jede Beschränkung von sich niederwarf und ihr Lebensgefühl auch wohl über Gebühr auszutoben liebte. Denn von Klopstock her leitet jene dichterische Revolution, die als „Sturm- und Drangperiode" in der deutschen Literatur bezeichnet wird, und aus der auch die Jünglinge Goethe und Schiller emporwuchsen.

5.

Am 30. März sprach Herr Dr. Wilhelm Jordan über eine interessante Erinnerung aus seinem Leben, für die er die Ueberschrift gewählt hatte:

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer."

Er begann mit einer Schilderung des Stilllebens, wie es in den Nachmittagsstunden in den Lesezimmern des alten Frankfurter Casino's zu herrschen pflegte.

Bis über die Mitte der 50er Jahre hat die Casinogesellschaft den ersten Stock des Eckhauses am Roßmarkt inne gehabt, das mit der einen Front nach der Hauptwache schaute, mit der andern etwas größern nach dem gegenüberliegenden Englischen Hof. In den Nachmittagsstunden blieben die weiten Räume gewöhnlich unbesucht. So habe Redner dann im Lesesaal ungestört bei der Lektüre sitzen oder liegen können. Höchstens Eduard Rüppel sei zuweilen erschienen, habe sich aber stets mit der Zeitschrift „Ausland" in einen der anderen Säle zurückgezogen. So oft er indeß länger als 4 Uhr sitzen geblieben sei, habe sich ein ihm unbekannter, sorgfältig und sauber, aber etwas altmodisch gekleideter alter Herr eingefunden, dessen Gestalt und hastige Bewegungen ihm das erste Mal einen an's Unheimliche streifenden Eindruck gemacht hätten. Obwohl die Statur nicht so tief unter Mittelhöhe zurückgeblieben, um schon zu den Kleinen zu zählen, sei doch der Rumpf in dem fahlgrauen Rock beinahe verkümmert erschienen gegen den großen Löwenkopf über dem altmodischen großen Kragen von schwarzem Sammet. Der Mann habe sich keine Mühe gegeben, den Verdruß darüber zu verbergen, daß auch ein anderer die concurrenzfreien Stunden des Lesesaals endeckt habe. Die mächtige durch eine beginnende

Glatze erhöhte Stirn, umrahmt von weißem, an den Schläfen flügelartig abstehendem Haar, habe sich in krausere Falten gezogen, die buschigen mit etwas Grau untermischten Brauen sich über die glänzenden hellblauen Augen gesenkt und ein stechender Seitenblick errathen lassen, daß der breitgezogene große Mund die Unterlippe unter der Oberlippe wohl nur verberge, um dem Gedanken keinen Laut zu geben, der den Concurrenten hinwegwünschte. Mehrmals sei aber auch der hörbare Laut nicht unterblieben, wiewohl er sich auf ein halb innerliches Knurren beschränkt habe. Eines Tages jedoch habe sich dies bis zu einem sehr vernehmlichen Grunzen des Unwillens gesteigert, den er in raschem Vorübergehen, einen Augenblick stutzend ausgestoßen, als er in Redner's Hand die „Times" gewahrt, nach der er immer zuerst zu greifen pflegte. Redner habe sich nicht bewogen gefühlt, seinem unartikulirt angedeuteten Wunsche Folge zu geben; denn er habe immer noch nicht gewußt, wer Jener sei. Aber es habe ihn zu einer Erkundigung veranlaßt. Nach genauer Beschreibung habe ihm der verstorbene Bürgermeister Müller geantwortet: „Sie kennen noch nicht die Celebrität Frankfurts, den Philosophen Arthur Schopenhauer?" — Nicht lange darauf habe das Casino das Eckhaus an der Großen Gallusgasse und der Neuen Mainzerstraße gekauft und bezogen. Hier sei der Lesesaal bei Weitem kleiner gewesen; Beide hätten um die Hälfte näher sitzen müssen, obwohl Schopenhauer stets am entgegengesetzten Ende des Tisches Platz genommen, und wenn Jordan einmal später gekommen, dieser das Beispiel streng nachgeahmt habe. Diese Zurückhaltung scheine Schopenhauer behagt zu haben, und allmählich habe sich eine stumme Höflichkeit entwickelt. Schopenhauer habe den Anfang gemacht mit einer leichten Verbeugung, die der Andere niemals zu erwidern unterlassen hätte. Dann habe Jordan, wenn Jener ihn mit der „Times" getroffen, das Blatt lautlos mit einem Bückling vor ihn auf den Tisch gelegt. Das erste Mal sei dessen dankendes, stummes Kopfnicken, begleitet gewesen von einem Blick, der die großen strahlenden Augen auch schön erscheinen ließ. Einige Tage später habe er in gleicher Weise vergolten, indem er sich in der Lektüre

der „Augsburger Allg. Ztg.“ unterbrochen, um sie Jordan einzuhändigen, dessen Gewohnheit, dies Blatt zuerst vorzunehmen, er bemerkt hatte. Erst nach vielleicht zwei Jahren hätten die in diesem Blatte erschienenen „Chemischen Briefe“ Liebigs die Veranlassung zu einer Annäherung gegeben. Im ersten Brief der zweiten Serie stehe nämlich, daß die der chemischen Analyse bisher zugänglichen Prozesse in der Pflanze nicht ausreichend seien, auch alle je nach der Art besonderen Erscheinungen ihres Lebens zu erklären, vielmehr bleibe noch ein dunkler Rest zurück, und man könne nicht umhin, jeder Species etwas wie eigenthümliche Neigung, Wahl oder Wille zuzugestehen. Von Schopenhauer's „Wille in der Natur“ habe er mittelbar genug gehört, um von dieser Stelle frappirt zu sein. Die jahrelange Zurückhaltung vergessend, habe er Schopenhauer das Blatt mit den Worten hingereicht: „Herr Schopenhauer! Da erleben Sie einen großen Triumph! Lesen Sie, wie sich Liebig Ihnen zuwendet, vielleicht ohne Sie zu kennen, und Sie werden diese etwas stilwidrige Unterbrechung entschuldigen.“ Der Angeredete schaute Jordan groß an, ein Schimmer von Roth flog über seine Wangen „Ja, sie kommen mir Alle und Sie, Sie können das noch erleben, aber kennen Sie denn meine Philosophie?“ Jordan habe geantwortet, daß er noch nichts von ihm selbst gelesen, den Angelpunkt aber derselben zu kennen glaube. Hieran habe sich nun ein Gespräch geknüpft, in welchem Jordan sich als Gegner jenes Systems bekannt habe, weil es zu seinem Berufe eines Poeten nicht passe. Die Unterredung habe sich dann auf Jordans „Demiurgos“, wobei Schopenhauer ihn eines unbegreiflichen, entsetzlichen Optimismus beschuldigt und den „gefangenen Teufel zu Nirgendheim“, sowie seine dramatischen u. a. Werke erstreckt. Sie seien dann ganz gute Freunde geworden, bis Jordan eines Tages sich gegen Schopenhauer's Farbentheorie eine absprechende Außerung erlaubte, welcher mehrere andere naturwissenschaftliche Streitigkeiten folgten, die dann das Verhältniß lösten. Der Vortragende erwähnte noch eines Besuches, den er mit Friedrich Hebbel bei dem Philosophen machte. Dieser habe ihm nämlich die Erlaubniß ertheilt, wenn er einen wirklichen Menschen gefunden zu haben glaube,

ihm das Wunderthier zuzuführen. Schopenhauer behauptet nämlich, daß es zwar Zweibeiner ohne Federn millionenweise gebe, ein wirklicher Mensch aber eine rara avis sei. Jordan führte also Hebbel in das schlichte Gemach, zu dessen Einrichtung eine reich vergoldete Buddhastatuette auf zierlicher Console einen eigenthümichen Gegensatz bildete. Schopenhauer nahm Hebbel sehr freundlich auf, machte ihm Complimente über seine „Maria Magdalena", bemerkte aber, er könne nicht begreifen, wie man zu einem so guten Stück eine so schlechte, geradezu abschreckende Vorrede schreiben könne? Hebbel war ganz verblüfft, stotterte einige unzusammenhängende Redensarten und schloß mit einem überschwänglichen Dithyrambus auf den Philosophen.

Jordan gab zum Schlusse eine sehr anziehende Charakteristik der Schopenhauer'schen Philosophie und beendete seine Ausführungen mit dem Vortrage einer eigenen Dichtung auf den großen Philosophen.

Am 26. December 1883 trug der um diese Zeit in Frankfurt weilende Herr Professor Alexander Strakosch aus Wien den ungewöhnlich zahlreich erschienenen Genossen im Goethehause die großen Scenen des 4. Aktes aus Goethe's „Clavigo" vor. Die Zuhörer folgten dem Vortrage mit größtem Interesse und spendeten zum Schlusse dem Vortragenden für die seltene künstlerische Leistung lebhafte Anerkennung.

IV. Einsendungen.

Nr.

27. Dr. L. A. Frankl Ritter von Hochwarth, Wien: Zur Biographie Franz Grillparzer's von Ludw. Aug. Frankl. Wien A. Hartleben's Verlag. 1883.
30. U. S. Bureau of Education, Washington: Work and History, 2 Circulares of Information. Nr. 2 & 3. 1883. Washington Government Printing Office.
32. Gymnasial-Director Dr. Anton, Naumburg a. S.: De orgine libelli Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος von Walter Anton, Dr. phil. Oberlehrer a. D. Erfurt. Carl Villaret 1883.
42. Naturforschende Gesellschaft in Bern: Mittheilungen derselben aus dem Jahre 1882. II. Heft Nr. 1040 — 1056, desgleichen 1883; I. Heft Nr. 1057 — 1063. Bern. Huber und Cie. 1883.
51. Smithsonian Institution, Washington: Annual Report for 1881. Washington, Government Printing Office 1883.

59. Verein für Geschichte und Alterthumskunde, Frankfurt a. M.: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1882. Vereinsgabe für 1882.
60. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1883.
61. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1884. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker's Verlag.
62. Dr. Adolf Brodbeck, Stuttgart: Die Zweige der Musik von Dr. Ad. Brodbeck. Stuttgart, G. A. Zumsteeg's Musikalienhandlung 1883.
65. Robert Weber, Basel: Novellen von R. Weber. Basel, Selbstverlag 1883.
70. F. L. Hoffmann in Meran: Gedichte von Arnold von der Paßer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts Buchhandlung 1883.
86. Oberhessischer Verein für Local-Geschichte: II. Jahresbericht 1882—83. Gießen, Emil Roth 1883.
87. U. S. Bureau of Education, Washington: Report of the Commissioner of Education 1881. Washington, Government Printing Office 1883.
88. Departement of Interior, Washington: Report of the Commissioner of Agriculture 1880. Washington, Government Printing Office 1881.
116. Prof. Dr. C. Wedl in Wien: Der Aberglaube und die Naturwissenschaften von Prof. Dr. C. Wedl. Wien, Carl Gerold's Sohn 1883.
123. Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer im Staats-Gymnasium in Holzminden: Der Hellenismus in Latium von Dr. G. A. Saalfeld. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1883.
124. Derselbe: Haus und Hof in Rom von Dr. G. A. Saalfeld. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1884.
130. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Observations on new vegetable fossils by Baron Ferd. von Müller. London, Trübner & Cie. 1883.
134. Consistorialrath und Militair-Oberpfarrer Huyssen in Münster i. W.: Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner.
135. Derselbe: Die Poesie des Krieges und die Kriegspoesie von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner. 1883.
155. Ministerialrath Dr. phil. C. von Scherzer, Leipzig: Bernhard Freiherr von Wüllerstorf, ein Blatt pietätvoller Erinnerung von Dr. C. von Scherzer. München, Cotta'sche Buchhandlung. 1883.
164. Hofrath Dr. Pauli, Lübeck: Ueber Smyrna, von Hofrath Dr. med. Fr. Wm. Pauli, ehemaligem Hanseat. Vice-Consul zu Chios und Tschesme. Lübeck, 1883. H. G. Rahtgens.
166. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift, 5. Band 3. und 4. Heft. Aachen, Benrath & Vogelgesang. 1885.
176. Director Dr. Gelbe in Stollberg: Handfertigkeitsunterricht. a) Allgemeine Gedanken, b) Lehrplan, von Dir. Dr. Gelbe. Berlin, G. Gehring's Buchdruckerei.
193. Premier-Lieutenant Herm. Eggers, Bremen: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Geschichte, 13. Band. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1883.
194. Derselbe: Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.
195. Derselbe: Jahresberichte d. Ver. f. Mecklenburg'sche Geschichte. Schwerin. 1883.

200. Société impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin No. 2. Moscou, Alexandre Laug. 1883.
204. Dr. Wilhelm Kobelt, Schwanheim: Nach den Säulen des Hercules, Bericht über die im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise von Dr. Wm. Kobelt. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1883.
210. Dr. phil. R. Schomburgk, Director des botanischen Gartens in Adelaide (Südaustralien): South Australia: its History, Productions and Natural Ressources by J. P. Stow. Adelaide, E. Spiller, Government Printer. 1883.
211. Landgerichtsrath a. D. Karl Fulda, Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung von Dr. Heinrich Rocholl, Januarheft 1884. Barmen, D. B. und T. G. Wiemann.
212. Derselben Februarheft 1884.
213. Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im deutschen Reiche von K. Fulda. Marburg, R. A. Elwert'sche Buchhandlung 1880.
214. Das Verbrecherthum von K. Fulda. Heidelberg, C. Winter'sche Univ. Buchhandlung 1883.
215. Die Reform der Geschworenengerichte nach Analogie der Schöffengerichte von K. Fulda. Heilbronn, Gebr. Henninger 1883.
219. J. Uhink, Inspector in Magdeburg: Taschenkalender für das Jahr 1808. Augsburg, Joh. Georg Rollwagen.
236. Prof. Dr. Joseph von Lenhossék, Budapest: Die Ausgrabungen zu Szeged-Othalom in Ungarn, von Joseph Edlem von Lenhossék. Budapest, Univers. Buchdruckerei 1884.
244. Emil Faller in Zofingen (Schweiz): Das Gscheidlinger Dichteralbum von Emil Faller. Aarau, H. R. Sauerländer 1882.
263. Palm und Enke in Erlangen: Clytia, eine pädagogische Novelle von F. Schmidt-Schwarzenberg. Erlangen, Palm und Enke 1880.
264. Robert Weber in Basel: Hiob, ein religiöses Lehrgedicht von R. Weber. Basel, Verlag d. „Helvetia“ 1882.
265. Derselbe: Die schweizerische Nationalbibliothek und das Pamphlet von 1801. Victor Widmann eine literarische Streitschrift von Robert Weber. Basel, Vereinsdruckerei 1884.
270. F. C. Schubert, R. B. Hauptmann, München: Florian Geyer, hist. Tragödie in 5 Aufzügen von Friedr. Carl Schubert. München, Selbstverlag 1884.
277. Hofrath Director Dr. Flamm in Pfullingen: Studien über Irren-Colonien von Hofr. Dr. Flamm. Wien, Töplitz und Deuticke 1881.
278. Derselbe: Festrede zur Feier des 40jähr. Stiftungsfestes der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Buchdruckerei H. Laupp 1884.
281. Derselbe: Fest- und 2. Anstaltsbericht der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Osiander'sche Verlags-Buchhandlung 1884.
283. Derselbe: Die Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen in ihren ersten 10 Jahren von Dr. Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei von Carl Rusche 1882.
284. Derselbe: Aus dem inneren Leben der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen. Eine Rede mit Vorwort von Hofrath Dr. Otto Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei Carl Rusche 1882.
286. Dr. phil. Ferd. von Herder, Kais. Russ. Hofrath in St. Petersburg: Die Monopetalen Ostsibiriens, des Amurlandes und Kamtschatka's von Ferd. von Herder. Moskau, M. Katkow 1884.

291. Nicolai v. Kokscharow, St. Petersburg: Materialien zur Mineralogie Rußland's von Nic. v. Kokscharow. 9. Band. Petersburg, Alex Jacobson 1884.
293. Consul Dr. jur. et phil. Ludwig Braunfels, Hier: Der sinnreiche Junker Don Quixote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Braunfels. 4 Bände. Stuttgart, Verlag W. Spemann.
298. Baron Ferdinand v. Müller, Melbourne: The plants indigenous around Sharcks bay and its vicinity by Baron Ferd. von Müller. Perth, Rich. Pether Governm. printer 1883.
321. Franz Knauth, Rector in Mühlhausen i. Th.: Martin Luther, musikalisch-decl. Festgabe von Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. T. Mühlhausen, F. Schröter.
351. M. E. Sachs, München: Untersuchungen über das Wesen der Tonarten von M. E. Sachs. Demmin, A. Frantz 1884.
352. Derselbe: Palestrina, Wort- und Tondichtung in 3 Aufzügen M. E. Sachs. München, als Manuscript gedruckt, J. Gotheswinter.
368. J. G. Sallis, Stuttgart: Haus Alvendanno von José Echegaray, für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Joh. G. Sallis.
379. Landesgerichtsrath a. D. Karl Fulda in Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung 7. Heft (mit Abhandlung: Zunahme oder Abnahme der Verbrechen von Karl Fulda). Barmen, D. B. und T. G. Wiemann 1884.
374. Dr. Friedr. Seifert, Lehrer, Leipzig-Gohlis: Die Reformation in Leipzig von Dr. Fried. Seifert. Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung 1883.
402. C. Ausfeld, Mühlhausen i. Th.: Erinnerungen aus dem Leben Chr. Gotth. Salzmanns, des Gründers der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1884.
403. A. H. Pfaff, Gymnasiallehrer, Mühlhausen i. Th.: Psalter und Harfe, Geistliche Gesänge (Motetten) 4 und 8stimmig aus alter und neuer Zeit von A. H. Pfaff. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne, 1883.
433. Dr. A. Meier, Lübek: Der Haushalter der Ungerechtigkeit, Lucas 16, V. 1—14. Von Dr. A. Meier, 7. Umarbeitung. Lübek, Max Schmidt 1883.
462. Ernst Kleinenhagen, Buchhandlung, Cassel: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Ernst Kleinenhagen Cassel.
590. Friedr. Seidel, Weimar: Beschäftigungsmagazin für Kindergärten von Fr. Seidel. Wien, A. Pichler Ww. und Sohn 1883.
670. Société Impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin Nr. 3 (1883). Moscou, Alexandre Lang 1884.
673. H. Keyl, Frankfurt a. M.: Ueber Wissen und Glauben von Dr. Alois Geigel. Leipzig, F. C. W. Vogel 1884.

In fortlaufender Lieferung gingen ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitschrift für bildende Kunst."
„ Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literarisches Centralblatt."
„ R. Weber, Basel: „Helvetia."
„ Prof. Kürschner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer."
„ „ „ „ „Ueber Land und Meer."
„ die Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie: „Leopoldina."
„ Prof. Dr. Noll, Frankfurt a. M.: „Der Zoologische Garten."
„ den Lahnsteiner Alterthums-Verein: „Rhenus."
„ Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund."
„ „ „ „ „ „Memorabilien."

Durch Prof. Dr. Reclam, Leipzig: „Gesundheit."
„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
„ F. Seibel, Weimar: „Kindergarten."
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher."
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform."
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen."
„ W. von Freeden, Bonn: „Hansa."
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort."
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen."
„ F. W. Geldmacher, Frankf. a. M.: „Deutsche Photographen-Ztg."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handels-Journal."
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung."
„ „ „ „ „Müller-Zeitnng."
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer."
„ Dr. W. Lauser, Wien: „Allgemeine Kunst-Chronik."

Von den betreffenden Redactionen gingen ein:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter."
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung."
„Frankfurter Latern."
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndicats."
„Die kleine Chronik."
„Wochenrundschau."
„Berliner Bühnen-Moniteur."
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung."
„Oesterreichische Badezeitung."

Lektions-Kataloge und akademische Schriften sandten ein: Die Universitäten Göttingen, Jena, Freiburg, Prag sowie die technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lagerverzeichnisse schickten ein: Das Bibliographische Institut, Leipzig, Priewe, Berlin, Gerschel & Anheiser, Stuttgart, Schleswig-Holsteinisches Antiquariat, Kiel, K. Th. Völcker, Baer & Cie. Lehmann & Lutz, Isaac St. Goar, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.